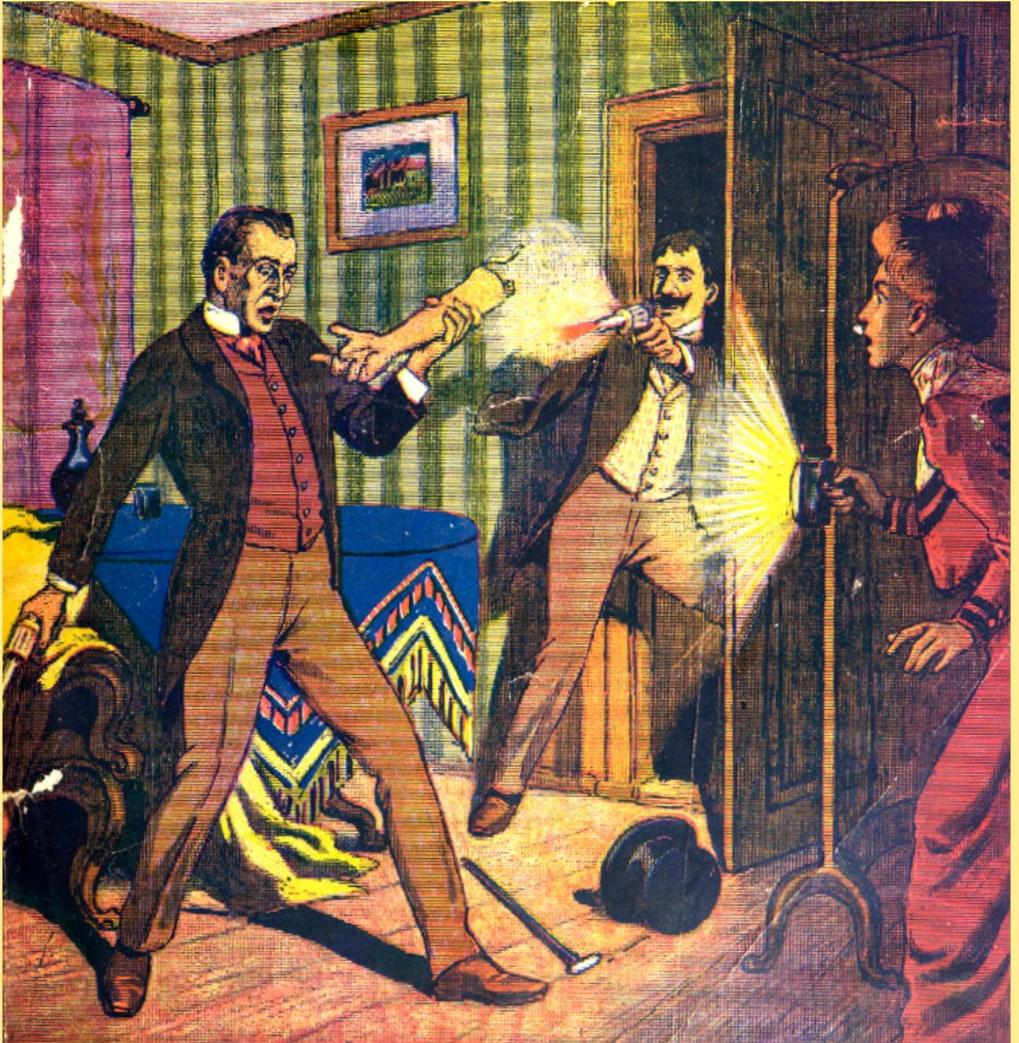




# Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

4. Band

Die Tochter des Wucherers



Ein teuflisches Lachen erscholl von der Tür her – ein Schuss krachte; im nächsten Moment war der Verbrecher verschwunden.



**Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs**

**Band 4**

**Die Tochter des Wucherers**



## Inhalt

1. Kapitel - Ein Monsterprozess	7
2. Kapitel - Der schwarze Mann	23
3. Kapitel - Der goldene Ohrring	34
4. Kapitel - Die Dirne von Whitechapel	43
5. Kapitel - Ein Sherlock-Holmes-Griff	51
6. Kapitel - Unter den Sandsackmännern	65
7. Kapitel - Die unterirdische Themse	74
8. Kapitel - Am Sterbebett des Wucherers	82
9. Kapitel - Sherlock Holmes' Triumph	87



# 1. Kapitel

## Ein Monsterprozess

»Weinen Sie nicht, Zeugin, fassen Sie sich und antworten Sie auf meine Frage! Sie sind Mrs. Arabella, die Gemahlin Mr. Phineas Aberdeen?«

»Seine zweite Frau«, gab die schöne, schlanke, ganz in Schwarz gekleidete Dame zur Antwort, während sie nur mit Mühe die Tränen zurückdrängte.

»Mr. Phineas Aberdeen ging mit mir am 7. Oktober 1890 die Ehe ein. Wir wurden hier in London in der Parish Church getraut.«

»Dann sind Sie also im Ganzen kaum zwei Jahre mit Mr. Aberdeen verheiratet?«, fragte der Richter, während er flüchtig in einem vor sich liegenden Aktenstück blätterte. »Ah, ganz recht, Sie sind die Stiefmutter Miss Elisabeths, um deren mysteriöses Verschwinden es sich hier handelt?«

»Ja, ihre Stiefmutter«, antwortete die Dame, »doch hat es wohl niemals ein schöneres, innigeres Verhältnis zwischen Mutter und Tochter gegeben, als es zwischen mir und dem armen Kind bestand!«

»Wir wissen es, Mrs. Arabella. Aus den Zeugenaussagen Ihrer Dienerschaft geht hervor, dass Miss Elisabeth mit großer Liebe an Ihnen hing und dass Sie vom ersten Augenblick Ihrer Ehe an alles getan haben, um Mutterstelle an dem jungen Mädchen zu vertreten. Nun, Frau Zeugin, haben Sie die Güte und erzählen Sie uns, was Sie von dem kritischen 7. Mai wissen. Das ist der Tag, an welchem Miss Elisabeth zum letzten Mal sowohl in Ihrem Haus, von ih-

rem Vater, als auch überhaupt in London gesehen wurde. Seitdem ist sie spurlos verschwunden, und die Anklage behauptet, dass Lord William Rochester, nachdem er längere Zeit vergeblich versucht hatte, die Liebe Miss Elisabeths zu erringen, die junge Dame entführt habe.«

Bei diesen Worten des Richters flogen die Blicke der Hunderte von Zuschauern, die den Schwurgerichtssaal von London füllten, hinüber zur Anklagebank und richteten sich forschend auf einen schlanken, eleganten, hochgewachsenen, tadellos gekleideten jungen Mann, der, nur ein wenig bleich und nervös aussehend, mit fast nachlässiger Grazie auf der Anklagebank lehnte.

Es war keineswegs das gewöhnliche Publikum, das sonst den Sitzungen im Schwurgerichtssaal beizuwohnen pflegte, welches heute den großen Raum des Justizpalastes füllte.

Ein so vornehmes Auditorium wie heute hatte wohl der alte, mit den Bildern der englischen Könige geschmückte Saal noch niemals gesehen.

Englische Peers und andere hohe Adlige saßen mit ihren Damen auf den Galerien oder waren im Parkett des Saales dieser Gerichtsverhandlung von Anbeginn an gefolgt. Aber auch aus bürgerlichen Kreisen hatten sich alle eingefunden, welche sich nur auf irgendeine Weise die Erlaubnis zum Betreten des Saales hatten verschaffen können.

Zwei Umstände waren es, welche gleichmäßig dafür sorgten, dass ganz London diesem Prozess das höchste Interesse zuwandte.

Es war sowohl die Persönlichkeit des jungen Lords William Rochester, welche diese Zugkraft ausübte, als auch andererseits wieder der Ruf des Mannes, der in diesem

merkwürdigen Prozess eigentlich der Geschädigte war.

Letzterer war Mr. Phineas Aberdeen, ein mehrfacher Millionär, der sich aus den kleinsten Anfängen zu diesem Reichtum emporgearbeitet hatte.

Allerdings war er, wie man behauptete, zu seinen Schätzen auf eine nicht gerade einwandfreie Weise gekommen. Er stand nämlich im Ruf eines Wucherers, oder sagen wir gelinder, eines Geldmannes, der den jungen Aristokraten bedeutende Summen gegen hohe Zinsen lieh.

Damit hatte er sein ungeheures Vermögen erworben, zugleich aber auch manchen Fluch auf sein Haupt heraufbeschworen. Sein Weg war mit Opfern besät, und die Unerbittlichkeit, mit welcher Mr. Phineas Aberdeen einen fälligen Wechsel einzutreiben wusste, hatte schon in mehreren Fällen seine unglücklichen Opfer zum Selbstmord getrieben.

Das Wesen, an welchem Mr. Aberdeen am meisten hing, und dem er mit abgöttischer Liebe zugetan, war seine Tochter Elisabeth.

Sie stammte aus seiner ersten Ehe, die aber schon frühzeitig durch den Tod gelöst wurde, denn die Mutter Elisabeths war bei der Geburt des Kindes gestorben.

Seitdem war Mr. Aberdeen fünfzehn volle Jahre lang Witwer geblieben. Dieser Mann mit dem kalten, erbarungslosen Herzen war von der denkbar größten Zärtlichkeit väterlicher Liebe erfüllt, wenn seine Blicke auf seine Tochter Elisabeth fielen.

Er widmete dem Mädchen all seine freie Zeit, und aus dem Getriebe der Welt, das an seiner Seele so manche schmutzigen Spuren hinterließ, flüchtete er in die Kinderstube Elisabeths, als wolle er sich hier rein baden, als kön-

ne er hier alles abstreifen, was rau, schlecht und niedrig an ihm war.

Als Miss Elisabeth fünfzehn Jahre zählte und sich zu einer herrlichen Jungfrau zu entwickeln begann, vermählte sich Phineas Aberdeen zum zweiten Mal zum Erstaunen aller Bekannten und Verwandten.

Er brachte seine Gattin von einer Reise mit, die er auf dringendes Anraten des Arztes zur Erholung und Auffrischung seiner Nerven in die Schweiz unternommen hatte.

Die Dame, welche Mr. Aberdeen heiratete, war auch eine Engländerin, aber um volle dreißig Jahre jünger als ihr Gatte.

Sie zählte fünfundzwanzig Jahre, während Mr. Aberdeen mittlerweile ein Mann von fünfundfünfzig Jahren geworden war.

Aber die Ehe ließ sich ausgezeichnet an.

Mrs. Arabella schien die unangenehme Seite im Charakter ihres Gatten ganz zu übersehen.

Sie schätzte in ihm wahrscheinlich den eminenten Geschäftsmann, welcher es verstanden hatte, aus eigener Kraft Millionen zu erwerben. Was ihr vor allen Dingen aber die Sympathie aller Leute erwarb, welche im Haus Mr. Aberdeens verkehrten, das war die Zärtlichkeit, mit der Mrs. Arabella der jungen Elisabeth entgegenkam.

Zwei Jahre waren seit der Eheschließung Mr. Aberdeens vergangen. Da geschah es am 7. Mai 1892, dass Miss Elisabeth nachmittags um vier Uhr, als es draußen fast abendlich dämmerte, das Haus ihres Vaters verließ, angeblich, um einen Zahnarzt zu konsultieren.

Sie hatte mit Mrs. Arabella, ihrer Stiefmutter, die inzwischen noch Einkäufe besorgen wollte, verabredet, im War-

tezimmer des Doktors zusammenzutreffen, da das junge Mädchen nicht allein das Sprechzimmer des Arztes betreten wollte.

Pünktlich um fünf Uhr nachmittags traf Mrs. Arabella bei Doktor Collier, dem Zahnarzt ein, erfuhr hier jedoch, dass Miss Elisabeth noch nicht dagewesen sei.

Da Mrs. Arabella darüber beunruhigt war, telefonierte sie nach Hause, erfuhr aber zu ihrer Bestürzung, dass Elisabeth auch dorthin noch nicht zurückgekehrt sei.

Mrs. Arabella wartete hierauf noch eine Stunde beim Zahnarzt, fuhr dann wieder nach Hause zurück, und, nachdem man noch bis acht Uhr abends auf die Rückkehr Elisabeths gewartet hatte, sandte man überall Boten aus und ließ bei allen Freunden und Bekannten nachfragen, ob Elisabeth vielleicht ihren ursprünglichen Plan geändert und sich vielleicht zu irgendeiner ihr befreundeten Familie begeben habe.

Aber überall fiel die Antwort verneinend aus.

Man hatte Elisabeth nicht gesehen, wusste nichts von ihr, und so musste Mr. Phineas Aberdeen, der über das so lange Ausbleiben seiner Tochter tödlich erschreckt war, sich schließlich an die Polizei wenden.

Diese erließ sofort einen sogenannten Generalalarm, durch welchen jeder Policeman von London angewiesen wurde, nach der jungen Dame zu fahnden, nachdem er ihre genaue Beschreibung erhalten hatte.

Phineas Aberdeen verlebte eine entsetzliche Nacht.

Er wurde fast wahnsinnig, als Stunde um Stunde verging, ohne dass seine innig geliebte Tochter zurückkehrte.

Am Morgen wurden die Nachforschungen fortgesetzt, und am Mittag desselben Tages brachte Phineas Aberdeen

im Polizeigerichte von London die Anklage gegen den Lord William Rochester auf Entführung seiner Tochter und gewaltsame Freiheitsberaubung derselben ein.

Wie kam nun Mr. Phineas Aberdeen dazu, den jungen Lord eines so ungeheuren Verbrechens zu beschuldigen?

Man musste sich, wenn man soeben die Zeugen gehört hatte, eingestehen, dass der Verdacht gegen den Angeklagten nicht unbegründet sei.

Lord William Rochester, ein sehr schöner und leichtlebiger Aristokrat, hatte sich einige Male, als er sich in vorübergehenden Geldverlegenheiten befand, an Mr. Phineas Aberdeen gewandt und von diesem immer, natürlich gegen die entsprechenden Zinsen, die verlangten Summen auf Wechsel erhalten.

Hierdurch war der junge Kavalier öfter ins Haus Mr. Aberdeens gekommen, hatte hier Elisabeth gesehen und, wie er selbst zugab, für sie eine gewisse Neigung befasst.

Elisabeth hatte sich hierauf bei ihrem Vater beklagt, dass der Lord nicht nur im Haus des Vaters, sondern auch auf der Straße Gelegenheit gesucht hätte, sich ihr zu nähern und ihr einmal sogar unzweideutig angeboten, ein Liebesverhältnis mit ihm einzugehen; ja, er habe ihr sogar den Vorschlag gemacht, sich von ihm entführen zu lassen.

Mr. Phineas Aberdeen war hierüber in wohlberechtigte Wut geraten und hatte dem jungen Aristokraten sofort ein für alle Mal das Betreten seines Hauses verboten, wie er auch jede Geschäftsverbindung mit ihm abgebrochen hatte.

Nun wurde vor Gericht durch Zeugen erhärtet, dass der Lord an jenem kritischen 7. Mai in der Nähe des Hauses auf der Cannon Street gesehen worden sei.

Ein in der Nähe wohnender Bäcker sagte aus, er habe beobachtet, wie der Lord etwa eine halbe Stunde lang in einem geschlossenen Wagen in der Nähe der Cannon Street und King William Street gehalten hätte.

Etwa um sieben Uhr abends sei der Wagen plötzlich verschwunden gewesen.

Aber dieses Verdachtsmoment bedeutete wenig im Vergleich zu einer Entdeckung, welche die Polizei bei einer Hausdurchsuchung machte, die sie in der Garçonwohnung des Lords sofort angestellt hatte.

Lord William Rochester, der die Entführung Elisabeths rundweg in Abrede stellte und das Mädchen während der letzten vier Wochen überhaupt nicht gesehen haben wollte, konnte es nicht verhindern, dass die Detektive alle seine Schränke und Kästen durchstöberten.

Und da wurde in einem Rohr, das vom Kamin der Schlafstube emporstieg, ein Bündel aufgefunden, welches die Kleider, die Schuhe und die Strümpfe enthielt, die nachweislich Miss Elisabeth am 7. Mai getragen hatte, als sie die Wohnung ihres Vaters verließ.

Eine halbe Stunde später befand sich der Lord bereits in Haft. Die Anklage gegen ihn wurde formuliert, der Prozess nahm seinen Fortgang, und heute sah der Angeklagte, der selbst in den Augen seiner Freunde für überführt gehalten wurde, seiner Verurteilung entgegen.

Der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an Mrs. Arabella Aberdeen, welche sich der Staatsanwalt als einen großen Trumpf vorbehalten hatte, und die als Letzte der Zeugen soeben den Zeugenstuhl betrat.

»Mrs. Arabella Aberdeen, Sie haben den Angeklagten wohl hin und wieder im Haus Ihres Gatten gesehen?«

»Zu wiederholten Malen«, antwortete die schöne schwarzhaarige Frau.

»Haben Sie ihn auch gesehen, als er sich in Gesellschaft Ihrer Stieftochter befand?«

»Ganz gewiss; ich war aber immer zugegen, wenn der Lord mit Miss Elisabeth zusammenkam.«

»Wie konnte es denn überhaupt geschehen«, fragte der Präsident, »dass die beiden jungen Leute zusammentrafen? Der Lord kam doch ursprünglich nur, um seine Geldgeschäfte zu erledigen, in das Haus Ihres Gatten, und wie der vorliegende Plan des Hauses in der Cannon Street verriet, befinden sich die Büros Ihres Gatten im unteren Stockwerk, während die Wohnräume im zweiten und dritten Stockwerk liegen?«

»So ist es, Herr Präsident, aber Klienten, welche meinem Gatten von besonderem Wert waren, wurden gewöhnlich in einen der oberen Salons geführt. Wir sahen auch nichts Arges darin, den Lord mit unserer Tochter Elisabeth bekannt zu machen. Es war indessen ein oberflächliches, gesellschaftliches Zusammentreffen!«

»Blieb es denn immer dabei?«, fragte der Präsident.

»In der ersten Zeit ganz gewiss; später beklagte sich Elisabeth plötzlich bei mir und ihrem Vater, dass in flüchtigen Momenten, in welchen sie mit dem Lord allein gewesen war, dieser sich ihr in einer Weise genähert habe, welche ziemlich unzweideutig war.«

»Wenn es Ihnen auch Pein macht, darüber zu sprechen, so müssen Sie uns doch sagen, Mrs. Aberdeen, was Sie eine *unzweideutige Weise* nennen? Miss Elisabeth wird Ihnen darüber genauere Mitteilungen gemacht haben?«

»Ja, sie hat es getan. Sie erzählte mir, dass der Lord ihre

Hände ergriffen und den Versuch gemacht hätte, sie an sich zu ziehen. Nur mit Gewalt habe sie es verhindern können, dass er sie küsste!«

»Nun, Herr Angeklagter«, wandte der Präsident sich nun an den jungen Lord, »Sie haben soeben gehört, was uns von kompetenter Seite über Ihren Verkehr mit Miss Elisabeth erzählt wird. Stellen Sie diese soeben geschilderte Szene in Abrede?«

»Nein, Herr Präsident!«

Eine große Bewegung ging durch den Saal. Das war wieder einer von den vielen kleinen Steinen, die den Bau der Schuld des Angeklagten aufführten.

»Später teilte mir Elisabeth mit«, fuhr Mrs. Arabella Aberdeen fort, »der Lord habe sich bei einem Spaziergang, den sie in den Hyde Park unternahm, zu ihr gesellt und sei nicht mehr von ihr gewichen. Er habe sie beschworen, ihm ihre Liebe zu schenken, und den Vorschlag gemacht, mit ihm zu entfliehen.«

»Das wird, wie ich aus den Akten ersehe, von dem Herrn Angeklagten ebenfalls nicht geleugnet«, bemerkte der Präsident. »Es ist seltsam: Der Angeklagte gibt alles zu und bestreitet doch energisch die Schuld selbst. Und nun, Frau Zeugin«, fuhr der Präsident fort, indem er auf einige weibliche Kleidungsstücke deutete, die auf einem kleinen Tischchen ausgebreitet lagen, »agnoszieren Sie bitte diese Kleider!«

Niemand entging der lange, von brennendem Hass erfüllte Blick, den Mrs. Aberdeen dem jungen Lord zuwarf.

Dann neigte sie sich nur flüchtig über die Kleider und indem sie in Tränen ausbrach, rief sie aus: »So Gott mir helfe; alles, was ich hier sehe, ist das Eigentum Elisabeths

- meiner armen, verschollenen Tochter!«

Die schöne schlanke Frau wankte; der Advokat, der die Sache Mr. Phineas Aberdeens führte, musste schnell auf sie zueilen, um sie in seinen Armen aufzufangen, da sie sonst zusammengebrochen wäre.

»Ein Glas Wasser für die Lady«, rief er einem Diener zu. Dann ließ er Mrs. Arabella sanft in einen Sessel niedergleiten, und während sie von dem Diener gelobt wurde, schritt er selbst die Stufen empor, die zum Podium der Richter führten.

»Im Namen Mr. Phineas Aberdeen, meines Klienten«, rief der Advokat, einer der bekanntesten Rechtsanwälte Londons, »möchte ich an den Angeklagten ein paar Worte richten. Ich erbitte hierzu die Erlaubnis des hohen Gerichtshofes!«

»Sie ist Ihnen erteilt, Mr. Potter«, erwiderte der Präsident.

»Wohlan denn, Lord Rochester«, wandte sich der Advokat mit lauter Stimme an den Angeklagten, »im Nannen eines unglücklichen Vaters, den das furchtbare Schicksal seiner Tochter, die nunmehr schon volle vier Wochen verschwunden ist, auf das Krankenlager geworfen hat, beschwöre ich Sie: Geben Sie die Unglückliche frei. Nennen Sie uns den Ort, all den Sie Miss Elisabeth Aberdeen gebracht haben. Mr. Phineas Aberdeen verpflichtet sich in diesem Fall, soweit es noch in seinen Händen liegt, die Anklage gegen Sie zurückzuziehen. Auch der hohe Gerichtshof wird dann Ihr Verhalten in dieser Angelegenheit mit anderen Augen ansehen und anders beurteilen, als es geschehen muss, solange das Verbrechen selbst vollendet bleibt! Mylord, es handelt sich hier um das Glück einer Fa-

milie, welches Sie zerstört haben, es handelt sich hier um ein junges Menschenleben. Alles, was bisher geschehen ist, kann noch gut gemacht werden – doch brechen Sie jetzt ihr rätselhaftes Schweigen, mit welchem Sie allen Indizien, die gegen Sie vorgebracht wurden, begegneten. Wir verlangen kein reuevolles Geständnis von Ihnen, keine Demütigung. Wir finden es vielleicht begreiflich, dass Sie, von dem Liebreiz Miss Elisabeth Aberdeens hingerissen, sich zu einer Tat verführen ließen, die vom Standpunkt der Moral und des Rechtes verdammt werden muss – wir fühlen menschlich mit Ihnen, denn wir sind keine Heuchler und Pharisäer, aber – geben Sie einem unglücklichen Vater die Tochter, einer Familie den Frieden zurück!«

Lauter Beifall, der von den Galerien herab ertönte, folgte den warmen Worten des Verteidigers.

Umso erkältender wirkte aber die Antwort, welche der junge Lord mit fester, ruhiger Stimme gab: »Ich habe Ihnen zu erwidern, Mr. Potter, dass ich nichts eingestehen kann, da ich nichts begangen habe. Dass ich den Ort, an dem sich Miss Elisabeth Aberdeen gegenwärtig befindet, nicht zu nennen vermag, weil ich denselben nicht weiß. Man hat nicht nur ein Verbrechen an der Familie Mr. Phineas Aberdeens begangen, sondern auch an mir, dass ich hier im Vollgefühl meiner Unschuld wie ein niedriger Verbrecher auf der Anklagebank sitzen muss.«

Der Präsident forderte die Jury auf, sich zurückzuziehen. Die Zeugenaussagen waren erschöpft, die Advokaten hatten gesprochen. Auch der Angeklagte hatte soeben seine letzte Erklärung abgegeben.

Im Saal wurden die Lampen angezündet, während die

Geschworenen sich durch die kleine Tür in das ihnen reservierte Zimmer entfernten.

In dem Fall der Elisabeth Aberdeen schienen die Geschworenen sehr schnell ihre Meinung gefasst zu haben und zur Einigung gelangt zu sein.

Denn nach kurzer Zeit öffneten sich weit die Türen, und unter fieberhafter Spannung der Menge betraten die *zwölf guten und getreuen Männer* wieder den Saal.

Das Publikum erhob sich von seinen Sitzen. Es ist ein Gebot, dass der Spruch der Männer aus dem Volk stehend angehört werden muss.

»Ist die Jury zur Einigkeit in ihrem Spruch gelangt?«, fragte der Präsident mit lauter Stimme.

»Sie ist dazu gelangt«, erwiderte der Obmann der Jury.

»So frage ich denn die *zwölf guten und getreuen Männer*: Ist der Lord William Rochester schuldig, die Elisabeth Aberdeen mit Gewalt aus dem Vaterhaus fortgeführt zu haben? Ist er schuldig, sie lebend oder tot an irgendeinem Ort zu verbergen?«

Und der Obmann der Jury antwortete, während feierliche Stille im Saale herrschte: »Lord William Rochester ist schuldig!«

»Halt!«, rief in diesem Augenblick eine scharfe Stimme. »Dieser junge Mann ist unschuldig! Dafür verbürge ich mich!«

Ein Sturm, wie man ihn noch niemals im großen Schwurgerichtssaal des Justizpalastes zu London gehört hatte, folgte diesen Worten.

Es war, als wollte das Publikum die Geländer der Galerien zertrümmern, umso schneller in den Saal hinabzugelangen.

Die Richter, die Geschworenen, die Advokaten, alle starrten betroffen auf den hochgewachsenen, hageren, schlicht gekleideten Mann, der plötzlich am Fuße der Podiumtreppe aufgetaucht war und nun noch einmal mit schriller Stimme in den Tumult hineinrief: »Der Lord Rochester ist unschuldig! In drei Tagen will ich es beweisen!«

Und aus dem wüsten Chaos von Stimmen und Lärm, welcher den Saal durchtobte, vernahm man nur einen Namen, der auf aller Lippen schwebte. Er wurde von Hunderten gerufen. Von dem einen mit Bewunderung und Enthusiasmus, von dem anderen mit murrender Missbilligung, von allen aber so, dass man heraushören konnte, es sei ein Name, in England so bekannt wie der des Königs selbst.

Dieser Name lautete: Sherlock Holmes!

Kein anderer als der berühmteste Detektiv Englands, der Mann, der einen Weltruf genoss, der der Bedeutendste aller Kriminalisten genannt wurde, hätte wagen dürfen, was Sherlock Holmes soeben gewagt hatte.

Ruhig, in einer Ecke des Saales sitzend, war er dem Gang der Verhandlung von der ersten bis zur letzten Phase gefolgt. Wie es seine Gewohnheit war, an den Nägeln kauend, hatte er jedes Wort, das von den Advokaten, den Zeugen, den Richtern und dem Angeklagten gesprochen wurde, förmlich verschlungen.

Aber niemand hatte ihn erkannt. Denn, um nicht belästigt zu werden, hatte Sherlock Holmes einen falschen blonden Backenbart seinem sonst bartlosen Gesicht vorgebunden, und sowohl seine Kleidung als auch sein ziemlich abgegriffener Hut waren die eines Menschen, der vielleicht in seinen Mußestunden in irgendeinem kaufmänni-

schen Kontor die Bücher führt oder sonst einer recht pro-saischen Beschäftigung obliegt.

Und nun stand er plötzlich vor den Richtern und rief ihnen die inhaltsvollen Worte zu: »Lord Rochester ist unschuldig. Ich bürgе dafür!«

Nachdem Sherlock Holmes diese bedeutungsvollen Worte ausgerufen hatte, trat er auf den Präsidenten des Gerichtshofes zu und sagte:

»Eure Herrlichkeit Herr Oberrichter! Ich bitte um die Güte, mir eine kurze Unterredung zu gewähren. Dieselbe wird nicht länger dauern als fünf Minuten und wird diesem Prozess eine Wandlung geben.«

»Aber bedenken Sie, Mr. Sherlock Holmes, die Jury ist eben dabei, ihren Spruch zu verkünden. Sie hat das Urteil schon gefällt. Wir lassen uns eine Vergewaltigung des Gesetzes zuschulden kommen.«

»Ganz und gar nicht, Eure Herrlichkeit! Es steht verordnet im englischen Gesetz, dass sich die Jury oder irgendein anderer Gerichtshof über Schuld oder Unschuld eines Angeklagten vollständig einig geworden sein kann, sobald der Spruch noch nicht laut verkündet worden ist, ist er ungültig.«

Der Präsident schlug ein dickleibiges Buch auf und blätterte in demselben. Dann winkte er und rief, indem er sich erhob und mit seinem Hammer dreimal auf den Tisch schlug.

»Ich unterbreche die Sitzung für eine Viertelstunde! Mr. Sherlock Holmes, haben Sie die Güte, mir in mein Kabinett zu folgen.«

Während die beiden Männer sich zurückzogen, trat der Advokat, welcher Lord Rochester verteidigte, an ihn he-

ran und fragte ihn: »Warum haben Sie mir, Mylord, nicht mitgeteilt, dass Sie Sherlock Holmes mit Ihrem Fall beschäftigt haben? Ich hätte mich dann mit dem berühmten Detektiv in Verbindung setzen können und wir beide zusammen ...«

»Ich gebe Ihnen die Versicherung, Mr. Sullivan, dass ich mich nicht an Sherlock Holmes gewandt und dass ich nichts getan habe, seine Aufmerksamkeit auf meinen Fall zu lenken. Ich war davon überzeugt, dass meine Unschuld sich herausstellen müsste.«

»So hat sich Sherlock Holmes aus eigenem Antrieb Ihrer Sache gewidmet?«, rief Mr. Sullivan, der Advokat, »dann muss irgendein seltsamer Umstand ihn dazu gebracht haben, Ihnen beizustehen, Mylord. Jedenfalls gratuliere ich Ihnen dazu, dass Sherlock Holmes sich Ihrer annimmt! Denn ihn zum Bundesgenossen zu haben ...«

Der Lord zuckte die Achseln und antwortete in ruhigem Ton: »Ich habe die Unschuld zu meinem Bundesgenossen, das ist mehr!«

»Nicht immer, mein junger Freund! Die Unschuld gleicht einer Sonne, die nicht immer die Kraft hat, die Wolken zu durchbrechen. Sherlock Holmes aber ist ein Blitz, der immer die Wolken teilt!«

Es dauerte nur zehn Minuten, dann erschien der Präsident des Gerichtshofes wieder.

Hinter ihm war die schlanke, fast hagere Gestalt Sherlock Holmes' zu sehen. Ein Lächeln umspielte die Lippen des Detektivs.

Durch drei Hammerschläge gebot der Präsident wieder Ruhe im Saal, dann verkündete er: »Kraft der mir zustehenden Gewalt schiebe ich die Verkündung des gerichtli-

chen Urteils, welches aus dem Spruch der Jury geschöpft werden wird, auf drei Tage hinaus. Genau nach 72 Stunden wird sich der Gerichtshof in diesem Saal wieder versammeln und dem Lord William Rochester das Urteil verkünden. Bis dahin setze ich den Lord gegen eine mir soeben angebotene Kautions von zehntausend Pfund Sterling sowie gegen sein Ehrenwort, London nicht verlassen zu wollen, in Freiheit! Mylord, verpflichten Sie sich hiermit feierlich auf Manneswort, genau nach 72 Stunden, gerechnet von diesem Augenblick an, sich hier wieder einzufinden vor Ihren Richtern? Treten Sie aus der Anklagebank heraus und vor mich hin!«

Der Lord verließ langsam die Anklagebank, und sobald er vor dem Präsidenten stand, rief er: »Ich verpflichte mich, mit meinem Wort als Edelmann, in 72 Stunden, von diesem Augenblick an, vor meinen Richtern zu erscheinen, um mein Urteil von ihnen zu empfangen!«

»Die Sitzung ist vertagt!«, verkündete der Präsident, »der Saal ist sofort zu räumen! Mylord, Sie können gehen!«

Die Verblüffung des Publikums über diese Wendung des Prozesses vermag keine Feder zu schildern.

In der englischen Rechtsgeschichte war dergleichen sicherlich noch nicht vorgekommen.

Welche Mitteilungen musste Sherlock Holmes dem Londoner Oberrichter gemacht haben, welche neue Beweise für die Unschuld des Angeklagten musste er ihm unterbreitet haben!

Nur langsam leerte sich der große Schwurgerichtssaal. Aber das Murmeln und Brausen der Menge setzte sich noch auf den Treppen und in den Straßen fort. Die fieber-

hafte Erregung zitterte weiter durch die Adern Londons, und das Fieber der Erregung brach gewissermaßen erst mit voller Kraft aus, als schon zwei Stunden später die Zeitungsjungen durch die Straßen Londons rannten und die neueste Nummer der *Times*, *Daily Mail*, *Pall Mall Gazette* und vieler anderer Tagesblätter ausriefen: »Ein Unikum in der englischen Rechtsgeschichte! Der Wahrspruch der Jury suspendiert! Sherlock Holmes, der berühmte Detektiv, verbürgt sich, die Unschuld des Lord Rochester in drei Tagen zu beweisen! Kauft! Kauft! Kauft! Das Neueste von Sherlock Holmes!«

## 2. Kapitel

### Der schwarze Mann

Eine Viertelstunde später saßen Sherlock Holmes und Lord William Rochester in einem Cab und fuhren der Wohnung des Letzteren zu, die sich im vornehmsten Teil Londons, im West End, befand.

Mit einer herzlichen Bewegung umschloss der junge Aristokrat die schmalen Hände des Detektivs, und Williams Stimme klang begeistert, als er ausrief: »Ihnen also verdanke ich es, Mister Sherlock Holmes, dass ich diesmal noch kein Verurteilter bin; drei Tage bleiben mir Frist, in der ich meine Unschuld beweisen soll, ob mir das aber gelingen wird, ist sehr fraglich. Doch Sie können davon überzeugt sein, Mr. Sherlock Holmes, dass ich Ihnen meine Dankbarkeit bis ans Lebensende bewahren werde!«

Der Detektiv begnugte sich damit, diese Worte mit ei-

nem schwachen Nicken zu erwidern. Dann sagte er, während seine klugen, braunen Augen fest auf dem Antlitz des Lords ruhten: »Wir sind jetzt allein, Lord Rochester; sagen Sie mir ganz einfach, Ja oder Nein. Sind Sie schuldig oder unschuldig? Es ist selbstverständlich, dass Ihr Geständnis in meiner Brust verschlossen bleiben würde wie in einem Grab.«

»Ich bin unschuldig, das schwöre ich Ihnen«, erwiderte William, »ich habe Miss Elisabeth Aberdeen nicht entführt.«

»Und Sie wissen auch nicht, wohin das Mädchen gekommen ist?«

»Ich weiß es nicht, ich habe mit dieser ganzen Angelegenheit nichts zu tun!«

Sherlock Holmes reichte dem jungen Aristokraten die Hände, und mit ruhiger Stimme sagte er zu ihm: »Ich glaube Ihnen, Mylord; übrigens wusste ich im Voraus, dass Sie mir diese Antwort geben würden, denn Sie sind in der Tat unschuldig!«

»Wie, so fest sind Sie von meiner Unschuld überzeugt?«

»Wäre ich denn sonst für Sie eingetreten, hätte ich sonst meinen ganzen Ruf aufs Spiel gesetzt und mich verbürgt, binnen drei Tagen Ihre Unschuld zu beweisen? Ich wiederhole nochmals, Mylord«, versetzte der Detektiv, »Sie können diese Tat nicht begangen haben.«

»Dann beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, woraus folgern Sie meine Unschuld? Wer gab Ihnen sichere Beweise dafür?«

»Der Schornsteinfeger«, antwortete Sherlock Holmes so ruhig, als weniger über die selbstverständlichste Sache der Welt geredet hätte.

»Was, der Schornsteinfeger? Sie verzeihen, Mister Sherlock Holmes, aber in der letzten Zeit ist es so furchtbar auf mich eingestürmt, dass ich fürchtete, mein Verstand habe darunter gelitten. Ich kann es nicht fassen und nicht begreifen, was Sie mit diesen Worten sagen wollen. Sie sagten doch soeben, dass der Schornsteinfeger Sie von meiner Unschuld überzeugt habe. Oder habe ich Sie vielleicht nicht recht verstanden?«

»Sie haben mich ganz recht verstanden,« antwortete Sherlock Holmes, »der Schornsteinfeger war es, der am 7. Mai dieses Jahres sich auf dem Dach des Hauses befand, in dem Sie wohnen, und dort den Schornstein reinigte.«

»Sie sprechen in Rätseln.«

»Ich sollte meinen, ich spräche deutlich: Ich habe Ihnen ja jetzt ganz genau den Mann bezeichnet, der mich zuerst darauf gebracht hat, dass Sie, Mylord, unschuldig sein müssen, und dass man mit Absicht den Verdacht, Miss Aberdeen entführt zu haben, auf Sie gelenkt hat. Leider befand ich mich zu der Zeit, als das Verbrechen geschah, nicht in London. Ich hielt mich damals in Amerika auf, wo ich einen ziemlich rätselhaften Fall aufzuklären hatte. Vor drei Tagen kehrte ich erst nach London zurück, da las ich in den Zeitungen, dass man Sie demnächst vors Gericht stellen würde, um sich wegen Entführung und Freiheitsberaubung der Miss Elisabeth Aberdeen zu verantworten. Die vielen Nebenumstände, die das Verbrechen begleiteten, wie die Zeitungen anführten, interessierten mich, brachten mich auf die Idee, mich ein wenig mit der Sache zu beschäftigen.«

»Wie, ohne dass Sie von irgendeiner Seite einen Auftrag dazu erhalten hatten?«

»Das sind meine liebsten Fälle, die ich aus Liebhaberei betreibe,« antwortete Sherlock Holmes. »Jetzt will ich Ihnen auch sagen, was ich seither für Ihre Sache getan habe. Aus den Zeitungen hatte ich ersehen, dass der wichtigste und größte Beweis, den man gegen Sie anführte, in dem Auffinden der Kleider des verschwundenen Mädchens im Kamin Ihres Schlafzimmers bestand. Ich begab mich also zu dem Haus, welches Sie, Mylord, in der Hill Street bewohnen, – übrigens ein sehr feines Haus, in welchem im Ganzen nur vier Familien ihr Heim aufgeschlagen haben – um mich an Ort und Stelle über den Sachverhalt zu orientieren. In der sogenannten Beletage wohnt Miss Somerfett, die bekannte Schauspielerin, im 1. Stockwerk der Börsenmakler Abel, ein eingewanderter Deutscher, das zweite Stockwerk hat Major Humphry mit seiner Familie inne, und die Wohnung im dritten Stockwerk ist die Ihre. Im Souterrain des Hauses traf ich den Portier an. Ich stellte mich ihm als Detektiv der Polizei vor und sagte ihm, dass ich von der Behörde beauftragt sei, noch einmal eine Besichtigung des Hauses vorzunehmen. Der gute Irländer führte mich sofort hinauf ins dritte Stockwerk, schloss auf und ließ mich auf meinen Wunsch eine volle Stunde in Ihrer Wohnung allein.«

»Welche Entdeckung haben Sie dabei gemacht?«, forschte der Lord.

»Das werde ich Ihnen sogleich an Ort und Stelle mitteilen«, antwortete Sherlock Holmes, »denn unser Wagen hält, und wir wollen uns in Ihr Quartier begeben.«

Damit öffnete Sherlock Holmes den Schlag des Cabs und stieg zuerst aus. Der Herzog folgte ihm und schritt zur größten Verwunderung des Portiers, eines rothaarigen Ir-

länders, der den jungen Mann noch im Gefängnis vermutete, seelenruhig über die mit Teppichen belegte Treppe in seine Wohnung hinauf.

Der Inländer war entweder durch reichliches Trinkgeld, das er von dem Lord immer erhalten hatte, ganz und gar für ihn eingenommen oder er war ein anhänglicher Mann, der an die Unschuld des jungen Aristokraten glaubte, denn er eilte sogleich dem Lord nach, beglückwünschte ihn zu seiner Freilassung und ließ es sich nicht nehmen, dabei die Herren bis zur Wohnungstür zu begleiten.

Hier überreichte er dem Lord mit einer tiefen Verbeugung den Schlüssel zur Wohnung und stieg dann wieder in seine Behausung hinunter.

»Während Sie in Haft waren, hat man Ihre ganze Dienerschaft entlassen, Mylord«, sagte Sherlock Holmes.

»Ich verfügte im Ganzen nur über einen Diener«, versetzte Lord Rochester lächelnd, »denn meine Verhältnisse waren in der letzten Zeit nicht zu glänzend und ich bin bis zur Behebung einer Erbschaft, die erst in einem Jahr fällig ist, darauf angewiesen, ein wenig zu sparen.«

»Eine Tugend, welche man bei jungen Edelleuten selten findet«, erwiderte der Detektiv lächelnd, »und die Sie wahrscheinlich bis vor Kurzem auch nicht besessen haben, denn sonst wären Sie schwerlich in die Fänge Mr. Phineas Aberdeens geraten, der, sagen wir es offen, ein ganz nichtswürdiger Wucherer ist!«

»Ja, ich war genötigt, zu Mr. Aberdeen meine Zuflucht zu nehmen«, gab William zur Antwort, »weil ich für einige Freunde gutgesagt hatte.«

Während dieses Gespräches hatten die beiden Herren die Wohnung betreten, und Sherlock Holmen schritt in

das Schlafgemach.

Alles stand noch genauso da, wie der Lord es in dem Moment, in welchem er verhaftet worden war, verlassen hatte.

Ein breites Himmelbett erhob sich hier und ein Kamin mit marmorner Brüstung, auf welcher außer einer Stutzuhr zahlreiche Nippes standen, fiel dem Eintretenden sofort ins Auge.

»Teufel, wir hätten den Irländer nicht gehen lassen sollen«, sagte Sherlock Holmes, »ich habe einige Fragen an ihn zu richten.«

»Ich werde ihn sogleich wieder heraufrufen«, versetzte der Lord, »es führt nämlich eine elektrische Klingel von meiner Wohnung zu ihm hinunter.«

William drückte nach diesen Worten auf einen aus der Mauer hervorspringenden glänzenden Knopf, und es dauerte nicht lange, so stellte der Irländer sich wieder ein.

Mr. Mac Duff betrieb nebenbei die Schuhmacherei, und da er von der Arbeit kam, trug er eine grüne Schürze und war in Hemdsärmeln.

»Mac Duff«, rief Lord William Rochester ihm zu, »dieser Herr da wünscht einige Fragen an Sie zu richten. Beantworten Sie ihm dieselben, so gut Sie es vermögen.«

»Wenn ich nicht irre, habe ich diesen Herrn schon gesehen«, erwiderte der Portier, »ist er nicht von der Polizei?«

»So ziemlich«, gab Sherlock Holmes lächelnd zur Antwort, »doch sagen Sie mir, Mr. Duff, wann war der Schornsteinfeger zum letzten Mal im Haufs, um die Schornsteine zu kehren?«

»Ich glaube, diese Frage habe ich dem Herrn schon damals beantwortet, als der Herr sich die Wohnung auf-

schließen ließ. Es war am 7. Mai.«

»Um welche Zeit war es, als der Mann die Arbeit vornahm?«

»Gegen sechs Uhr abends.«

»Fällt es Ihnen nicht auf, Mr. Mac Duff, dass dies eine ziemlich ungewöhnliche Zeit für einen Schornsteinfeger ist? Sonst kommen diese Leute doch schon früher, am Morgen, keineswegs aber machen sie ihre Arbeit zu einer solchen Zeit, in welcher in allen Häusern für das Souper gebraten und gekocht wird.«

»Ich war auch damals sehr aufgebracht, dass er mir so plötzlich hereinschneite, der schwarze Teufel«, versetzte Mac Duff, »und ich habe seinem Meister sagen lassen, ich würde ihm die Arbeit entziehen, wenn er noch einmal zu so ungelegener Zeit käme.«

»Ah, so war es nicht der Meister selbst, sondern sein Geselle?«

»Ja, ein Geselle war es, zudem noch ein neuer, der noch nicht in unserem Haus gearbeitet hatte.«

»Sieh da, ein neuer Geselle! Sie wissen bestimmt, dass es ein neuer Geselle war? Den alten hätten Sie doch sicherlich wiedererkannt?«

»Ganz gewiss! Der alte Geselle ist immer zu mir in den Keller hinuntergekommen, und dann haben wir immer einen Whisky zusammen getrunken, wenn er mit seiner Arbeit fertig war. Dem alten habe ich auch einfach den Bodenschlüssel gegeben, und er hat schon genau gewusst, wo die Türen zu den Schornsteinen liegen und wie er auf das Dach kommen kann, den neuen aber habe ich bis hinaufführen müssen.«

»Erinnern Sie sich vielleicht, ob jener Schornsteinfeger

damals etwas in der Hand getragen hat?«

»Nun ja, alles, was er zur Arbeit braucht, die Leiter, den Besen und die Kugel. Sie wissen doch, dass er diese Kugel in den Schornstein hineinlässt, um Luft zu machen.«

»Sonst trug er nichts in der Hand, kein Bündel, kein Paket?«

Mac Duff schüttelte den Kopf. »Ich habe sonst nichts gesehen«, versetzte er nach einer kleinen Pause.

»Leiter, Besen, Kugel«, wiederholte Sherlock Holmes, indem er das Kinn nachdenklich in die Hand stützte, »das würde genügen ... die Kugel besonders ist verdächtig ... ja, das wäre möglich ... Mr. Duff, sind Sie bei dem Mann geblieben, während er seine Arbeit verrichtete?«

»O nein, solange kann ich nicht versäumen. Ich bekomme dafür, dass ich das Haus verwalte, nur die freie Wohnung im Keller, na und Trinkgelder von den Herrschaften, die das Haus bewohnen, aber ich muss doch immer noch fleißig zusehen, dass ich mir mit der Schusterei den Lebensunterhalt verschaffe.«

»Natürlich«, sagte Sherlock Holmes, »heutzutage ist es sehr schwer für einen Menschen, welcher kein Vermögen hat, durchzukommen. Sie ließen den Schornsteinfeger also allein und stiegen wieder in Ihren Keller hinab?«

»Ja, das tat ich, nachdem ich ihm eingeschärft hatte, den Schlüssel wieder abzuliefern.«

»Wollen Sie die Güte haben, Mr. Duff, mich noch einmal auf das Dach zu führen?«

»Auf das Dach? Herrgott, die Herren von der Polizei sind aber genau. Was wollen Sie denn auf dem Dach sehen? Vielleicht, ob das entführte Mädchen dort oben ist? Mein Wort darauf, Herr, dort ist sie nicht.«

Sherlock Holmes lachte und wandte sich an den jungen Lord.

»Bitte, bleiben Sie nur ruhig hier, und während ich oben bin, zünden Sie sich hier eine Zigarette an.«

Sherlock Holmes verschwand nun mit dem Portier, aber schon nach wenigen Minuten kehrte Mac Duff wieder in das Schlafgemach des Lords zurück.

»Wo ist denn der Herr, den Sie hinaufgeführt haben?«, fragte William.

»Er wollte durchaus allein bleiben«, versetzte der Portier, »er hat mich fortgeschickt und sagte, ich solle hier auf ihn warten. Mylord«, fuhr Mac Duff nach einer kleinen Pause fort, »das ist aber ein sonderbarer Mensch. Wenn er einen mit seinen scharfen Augen ansieht, dann ist es einem immer, als wollte er ihm bis in den Magen hineinsehen, um zu schauen, was man zuletzt gegessen hat. Ist der Herr Ihr Freund oder meint er es nicht gut mit Ihnen?«

»Ich glaube, er meint es sehr gut mit mir«, gab der Lord zur Antwort.

»O, was ist denn das?«, stieß Mac Duff auf einmal erschreckt hervor, indem er ganz scheu zum Kamin blickte, »haben Sie es gehört, Mylord, da hat es geraschelt im Kamin, als ob Ratten drin wären. Mylord, das ist der Kamin, in welchem man die Kleider des verschwundenen Mädchens gefunden hat. Ich bin zwar ein Irländer, und wir Irländer sind alle abergläubisch, aber wenn das Mädchen tot wäre, ermordet, und wenn der Geist der Ermordeten vielleicht ...«

»Bleiben Sie mir mit solchen Torheiten vom Leibe, Mac Duff«, schnitt Lord Rochester die weiteren Vermutungen des Portiers ab. »Ich weiß nicht, was aus Miss Elisabeth

Aberdeen geworden ist, aber wenn sie wirklich tot ist, so mag sich ihr Geist gefälligst einen anderen Kamin als den meinen aussuchen, um seine Anwesenheit auf dieser Welt zu manifestieren. Ah, da sind Sie ja, Mr. Sherlock Holmes ... wie, ohne Überrock? Haben Sie diesen etwa auf dem Dach vergessen, denn ich erinnere mich, dass Sie ihn trugen, als ...«

»Mein Überrock befindet sich in Ihrem Kamin«, gab Sherlock Holmes zur Antwort. »Mr. Mac Duff, haben Sie die Güte und ziehen Sie das Bündel wieder heraus, welches ich aus meinem Überrock gemacht habe, und das ich durch den Schornstein gewaltsam mithilfe einer Stange, die ich auf dem Dache fand, hineinstopfte. Sie werden sich die Hände hierbei ein wenig schwarz machen, aber das geniert einen braven Schuster wohl nicht viel.«

Mac Duff schüttelte den Kopf, kniete dann aber offenbar ziemlich widerwillig vor dem Kamin nieder, denn dieser schien ihm immer noch nicht recht geheuer zu sein.

Dann aber streifte er den Ärmel seines rechten Armes bis zur Schulter empor und griff in das Ofenrohr ziemlich tief hinein, das nach oben in den Schornstein führte.

»Nun, ziehen Sie nur«, sagte Sherlock Holmes, »haben Sie nicht etwas Festes ergriffen?«

»Ja ... ja«, stammelte der Portier, »ein Bündel ... beim heiligen Petri, gerade so hat damals der Policeman das Bündel aus dem Kamin gezogen, welches die Kleider, die Schuhe und die Strümpfe der verschwundenen Miss Elisabeth Aberdeen enthielt.«

»Sehen Sie, Mylord«, konstatierte Sherlock Holmes und lächelte vor sich hin, »selbst das arglose Gemüt dieses Schusters begreift die Analogie, und das ist der ganze Be-

weis, den ich vorläufig für Ihre Unschuld habe. Sehen Sie«, fuhr der Detektiv mit laut erhobener Stimme fort, »nicht Sie haben die Kleider der Miss Aberdeen in dem Rohr des Kamins verborgen, sondern ein anderer hat die Kleider des verschwundenen Mädchens durch den Schornstein gewaltsam und mit guter Absicht bis in die unmittelbare Nähe Ihres Kamins hinuntergestoßen.«

»Und wer ... wer könnte denn das getan haben?«, rief Lord William empört, während die flammende Röte der Empörung seine Wangen bedeckte.

»Wer? Der Schornsteinfeger!«

»Aber um alles in der Welt, ich kenne diesen Schornsteinfeger ja gar nicht ... ich habe ihn niemals etwas zu Leide getan. Welchen Grund hätte er denn also, mich verderben zu wollen?«

»O, einen sehr triftigen Grund. Dieser Schornsteinfeger war eben kein Schornsteinfeger, sondern es war ein Komplize desjenigen, der Miss Elisabeth Aberdeen beseitigt hat. Diesen falschen Schornsteinfeger zu suchen, ist nun meine Aufgabe. Und da zweiundsiebzig Stunden eine sehr kurze Zeit sind, einen Schornsteinfeger, und noch dazu einen falschen in dem großen London, ja in ganz England, vielleicht sogar in Europa ausfindig zu machen, so bedaure ich lebhaft, mich Ihrer werten Gesellschaft nicht mehr erfreuen zu können, und somit sage ich Ihnen für den Augenblick auf Wiedersehen, Mylord.«

Damit drückte Sherlock Holmes dem jungen Aristokraten die Hand und verließ so schnell wie möglich das elegante Haus in der Hill Street.

### 3. Kapitel

#### Der goldene Ohrring

»Es ist immer misslich, Harry«, sagte Sherlock Holmes am Abend desselben Tages zu seinem Faktotum und Schüler Harry Taxon, »es ist immer misslich, einen Fall zu bearbeiten, den man nicht frisch übernommen hat. Jeder Tag hat neuen Schnee auf die Wegfährte geworfen, die Spuren sind verweht, und man muss erst mühsam den Schneeschaufler spielen, um überhaupt den Weg einigermaßen zu entdecken!«

Harry Taxon war ein junger Mann von achtzehn Jahren. Später werden wir gelegentlich einmal erfahren, auf welche merkwürdige Weise er mit Sherlock Holmes zusammengekommen war, und wie er es fertiggebracht hatte, das unbedingte Vertrauen des berühmten Detektivs zu gewinnen. Sherlock Holmes liebte ihn wie einen Sohn und sah in ihm seinen einzigen Schüler, auf den er sein großes kriminalistisches Wissen, die Ausbeute seiner Erfahrungen und, so gut es gehen wollte, auch seinen wunderbaren Scharfsinn zu übertragen wünschte.

Harry war für seine achtzehn Jahre zierlich gewachsen, nicht allzu groß, aber geschmeidig und sehnig, durch alle sportlichen Übungen in der Gestalt ausgezeichnet ausgebildet.

Sein Gesicht war bartlos und sein Kopf von kurz gehaltenem, blondem Haar bedeckt.

»Gib mir meine Pfeife, Harry«, nahm Sherlock Holmes nach einer kleinen Pause wieder das Wort, »du weißt, mir kommen die besten Gedanken, wenn ich aus meinem

Meerschaumkopf die Rauchwolken emporwirbeln sehe. So, ich danke dir, die Pfeife brennt. Und nun, mein Junge, was hältst du von der Geschichte?«

»Mister Sherlock Holmes«, antwortete Harry, »ich glaube, eine Fährte gefunden zu haben.«

»Glaubst du? Nun, ich will dir genau sagen, was du denkst: Du hältst Mrs. Arabella Aberdeen für die Täterin, du glaubst, die Gattin des Wucherers Phineas Aberdeen hat ihre Stieftochter beseitigt.«

»Wie ist es nur möglich, Mr. Sherlock Holmes, dass Ihr die geheimen Gedanken eines Menschen erraten könnt?«, fragte Harry verblüfft.

»Du hast deine Gedanken durchaus nicht so geheim gehalten, mein Junge, wie du glaubst. Ich habe es dir immer gesagt und wiederhole dir nochmals: Du bist zwar schweigsam mit dem Mund, aber deine Augen schwatzen zu viel, du musst sie besser bewachen. Ich werde nun deine Gedanken noch näher ausführen. Du bist der Überzeugung, dass Mrs. Arabella Aberdeen selbst in den schönen Lord Rochester verliebt sei und dass wir es hier mit der gewöhnlichsten und der gefährlichsten aller menschlichen Eigenschaften zu tun haben: mit der Eifersucht.«

»Getroffen, Mr. Sherlock Holmes, das denke ich wirklich.«

»Du baust deine Schlüsse vorläufig noch zu schnell auf«, versetzte Sherlock Holmes, gemütlich an seiner kurzen Pfeife kauend, »auf einen einzigen Blick legst du zu viel Wert. Auch ich habe den Blick gesehen, den Mrs. Aberdeen dem jungen Lord zuwarf, als sie den Zeugenstand verließ und dicht an der Anklagebank vorüberschritt. Ich gebe zu, es war ein hasserfüllter Blick, gebe zu, dass in

dem Blick viel Eifersucht lag – aber die Frau ist unschuldig. Du, mein Junge, hast neben mir gesessen und hast den Blick gleichfalls gesehen, denn ich habe deutlich gemerkt, wie ein triumphierendes Lächeln deine Lippen umspielte, als wolltest du sagen: Jetzt ist schon alles gut – jetzt sind wir auf der richtigen Fährte.«

»Und weshalb sollte Mrs. Aberdeen nicht ihre Hand im Spiel haben?«, fragte Harry, »bedenkt doch, Mr. Sherlock Holmes, diese Frau besitzt einen Gatten, der um dreißig oder fünfunddreißig Jahre älter ist als sie. Mrs. Arabella kann sich an seiner Seite nicht glücklich fühlen. Sie hat heimlich den Lord geliebt und begehrt, musste aber sehen, dass dieser Miss Elisabeth bevorzugte, und was eine Frau zu tun imstande ist, wisst Ihr, Mr. Sherlock Holmes, am besten.«

»Es würde zu weit führen, wenn ich dir auseinandersetzen wollte, dass Mrs. Aberdeen trotz allem nicht das Verbrechen begangen hat. Übrigens, mein Junge, haben wir auch keine Zeit, weiter miteinander zu plaudern, denn ich habe einen Auftrag für dich.«

»Ah, einen Auftrag?«

»Keinen sehr angenehmen: Du sollst heute Nacht alle unsere Freunde in der City besuchen, die mit alten Kleidern handeln, mit Waffen, Möbeln und was sonst noch aus zweiter Hand gekauft wird, und sollst dich bei ihnen erkundigen, ob einer von ihnen am 7. Mai, es kann auch am 6. oder 3. gewesen sein, die Ausrüstung eines Schornsteinfegers an jemand verkauft hat. Mit dieser Erkundigung wirst du um Mitternacht fertig sein, und dann erwartest du mich an der Ecke der Blackwall Road und Shadwell Street, dort, wo die Taverne *Zum Beefsteak- John*

liegt. Geh jetzt und sei pünktlich. Also um Mitternacht.«

Als Harry den Detektiv verlassen hatte, saß dieser noch eine Viertelstunde im ledergepolsterten Sessel, rauchte seine Pfeife und hüllte sich immer mehr und mehr in Rauchwolken ein, sodass sein scharf geschnittenes, hageres Gesicht wie die Totenmaske eines Julius Cäsar daraus hervorschaute. Plötzlich erhob sich Sherlock Holmes, öffnete einen der Wandschränke, die sich im Zimmer befanden, und musterte seine sehr reichhaltige Garderobe, welche ihm alle möglichen Verkleidungen gestattete.

Er wählte einen Matrosenanzug, eine weite, bequeme, dunkelblaue Hose und ein grobleinenes, gelbliches Hemd, das er über der Brust zurückschlug. Dann zog er eine kurze, von Teer starrende Jacke an, und auf sein kurzgeschnittenes Haar drückte er eine Matrosenmütze, von der zwei kleine Bänder herabfielen und auf deren Sturmband die Worte eingewirkt waren: *Ihrer Majestät Schiff Kanada*. Sein Gesicht zierte ein Vollbart.

Vor dem Spiegel stehend, legte Sherlock Holmes ein wenig Rot auf die Wangen, ließ durch einige geschickte Pinselstriche seine Brauen sich schärfer hervorheben und malte sich dann mit blauer Farbe einen Anker auf die Brust, unter welchen er das Wort *Kanada* schrieb, sodass es das Aussehen hatte, als wäre ihm der Anker und dieses Wort eintätowiert.

Nachdem er noch einige Dinge zu sich gesteckt hatte, die er auf derartigen Wegen immer mitnahm – einen sechs-schlüssigen Revolver, einen Schlagring, eine Stoppuhr, ein Notizbuch und einen Bleistift – verließ er sein Haus.

Wer den Matrosen nun breitbeinig mit schwankendem Seemannsschritt über die Straße hätte gehen sehen, die

Hände in den Taschen versenkt, mit neugierigen Blicken alles musternnd, was die Aufmerksamkeit einer ehrlichen Teerjacke in London erregen kann, der hätte wahrlich nicht in ihm den Detektiv Sherlock Holmes vermutet.

In einer Nebenstraße angelangt, kletterte Sherlock Holmes mit großer Gewandtheit auf das Deck eines schwerfälligen Omnibusses hinauf, mit dem er eine Stunde lang durch die Straßen und Gassen von London fuhr. Endlich schien Sherlock Holmes sein Ziel erreicht zu haben, denn er verließ den Omnibus und tauchte in eine schmale Gasse hinein, deren Häuser alt, vernachlässigt, klein und schmutzig waren.

Nachdem er diese Gasse durchschritten hatte, gelangte er in die Blackwall Road, welche womöglich noch unfreundlicher und vernachlässigter aussah. Aus einem der schiefstehenden Häuser der Blackwall Road tönte Sherlock Holmes schon von weitem Lärmen und Schreien, das Klappern von Messern und Gabeln, das Klirren von Tellern und Gläsern entgegen.

Über dem Eingang dieses Hauses, das durch eine grüne Laterne beleuchtet wurde, standen auf einem goldenen Schild die Worte *Zum Beefsteak-John*. Sherlock Holmes betrat das saalartige Gemach, das sich im Erdgeschoss befand, und in welchem vor Tabakqualm kaum die Lichter zu erkennen waren. Langsam schritt er zwischen den Tischreihen, an denen sich Männer und Frauen drängten, hindurch, bis er einen Tisch gefunden hatte, der ihm zu behagen schien; dort nahm er Platz.

Mit einem schnellen Blick musterte er seine Umgebung. Es waren die gewöhnlichen Gäste des *Beefsteak-John*. Diebe, wie man sie immer hier fand, schlecht bezahlte Kom-

mis, die sich hier eine billige Mahlzeit verschafften, heruntergekommene Leute aller Art, Studenten, Künstler, die mit einem sehr knappen Einkommen zu rechnen hatten, oder solche, welche sich ihr Einkommen selbst verkleinerten, indem sie es mit einem weiblichen Geschöpf teilten. Aber es gab auch in dieser Taverne recht gefährliche elegante Verbrecher mit ihren Kumpanen, gewalttätige, halb betrunkene Matrosen und Vertreter jenes Gelichters, das sich immer in der Nähe des Hafens herumtreibt.

Sherlock Holmes gegenüber saß ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren mit einem hübschen, nur recht verlebten und blass aussehenden Gesicht. Das Haupthaar hatte dieser junge Mann, der nicht schlecht gekleidet war, vielleicht einer Laune der Mode folgend, sich abrasieren lassen, sodass der Kopf so glatt war wie der eines Chinesen.

Neben diesem jungen Mann saß ein Mädchen, dem man die Dirne sofort ansah, trotzdem konnte man aber nicht leugnen, dass sie Spuren von Schönheit besaß, ja, dass das von rötlichblonden Haaren umrahmte Gesicht sogar einen lieblichen Ausdruck besaß. Auch das Mädchen war nicht übel gekleidet. Es trug eine seidene Bluse, die von einem schmalen Gürtel gehalten wurde, einen dunkelblauen Stoffrock und gelbe Schuhe. Auffallend waren die großen runden Goldohrringe von orientalischer Fassung.

Sherlock Holmes hatte kaum Platz genommen, als er auch schon bemerkte, dass dieses Paar während des Essens einen stillen, aber wie es schien, sehr energischen Streit führte, und während er sich scheinbar damit beschäftigte, ein ziemlich zähes Beefsteak zu zerschneiden und zu zerkauen, hielt er den Kopf vorgeneigt und lausch-

te auf das Gespräch der beiden.

»Ich sage dir, Betsy, du gibst sie mir«, raunte der junge Mann seiner Geliebten zu, »zum Teufel, ich habe sie dir ja geschenkt, und nun willst du mir mit den Dingen nicht einmal aus der Verlegenheit helfen.«

»Man fordert ein Geschenk nicht zurück«, antwortete Betsy, »überlege es dir genau, Bob, wenn du mir diese Ohrringe ins Pfandhaus trägst, so sind wir geschiedene Leute.«

»Du scheinst dir überhaupt nicht mehr viel aus mir zu machen. Sage es doch wenigstens offen, dann lasse ich dich deiner Wege gehen; du kannst ja wieder nach Whitechapel zurückgehen, woher ich dich geholt habe.«

»Nun ja, wenn du es denn hören willst, ich kann dich nicht mehr leiden.«

»Natürlich«, presste Bob mit knirschenden Zähnen hervor, »wenn das Geld alle ist, dann fliegt auch die Liebe aus dem Fenster hinaus, das ist eine alte Geschichte. Und nun nehme ich mir, verdammtes Frauenzimmer, was ich dir gegeben habe, und ein Andenken lasse ich dir dazu.«

In demselben Augenblick, in welchem der kahlgeschorene Mann diese Worte sprach, packte er den Ohrring, den er zunächst erreichte, dann ein Riss, und der brutale Mensch hatte dem Mädchen den goldenen Reif aus dem Ohrläppchen herausgerissen. Aus der Wunde schoss sofort das Blut hervor, und Betsy stieß einen gellenden Schrei aus.

Bob war aufgesprungen und wollte sich auf das Mädchen stürzen. In demselben Moment erschien plötzlich der Matrose, der dem Paar gegenübergesessen hatte, an seiner Seite, packte den Oberarm des Burschen und rief mit

streng klingender Stimme: »Stopp! Du bist ein Nichtswürdiger!«

Ein Schrei der Wut entrang sich den Lippen Bobs, dann flogen seine Rockärmel empor, er streifte das Hemd bis zu den Schultern auf und schrie: »Da hat einer Lust, mit einem eingeschlagenen Schädel nach Hause zu gehen! Verdammte Teerjacke, was mischst du dich in Dinge, die dich nichts kümmern. Hast du Lust zu boxen?«

»Very well«, antwortete Sherlock Holmes und begab sich sofort in Boxerpositur, »einem ehrlichen Matrosen kommt es auf ein paar Fausthiebe nicht an, besonders, wenn sie auf den Magen eines Mädchenschinders niederfallen können.«

Ein ungeheurer Tumult entstand im Speisesaal des *Beefsteak-John*. Alle Gäste erhoben sich von ihren Plätzen, strömten herbei und gruppieren sich um die beiden Kämpfenden, die noch beobachtend dastanden.

»Gib's ihm, Bob«, riefen einige Männer, die offenbar Freunde des Burschen waren. Die anwesenden Frauenzimmer aber überschrien diese Sympathieäußerungen für den brutalen Menschen und riefen Sherlock Holmes zu: »Schlagt zu, blauer Junge, zeigt ihm, dass man nicht ungestraft ein Frauenzimmer misshandeln darf.«

In rasender Wut stürzte sich Bob auf den Detektiv, der zuerst nur kaltblütig die Angriffe des Wütenden abwehrte; dann sah Sherlock Holmes einen günstigen Moment, und während er mit der geballten Linken scheinbar auf den Magen seines Allgreifers zielte, verletzte er diesem, als jener auf seine Finte einging und seinen Leib schützen wollte, einen gewaltigen Faustschlag mitten ins Gesicht hinein.

Dies war ein so gewaltiger Hieb, dass das linke Auge Bobs aus der Höhle heraustrat und blutrot anschwell und dass Bob vor Schmerz wankend zusammenbrach.

Sherlock Holmes aber kannte diese Leute; er wusste, dass ihn nun die Freunde Bobs attackieren würden, und plötzlich bemächtigte er sich des Sessels, auf dem die Dirne gesessen hatte, hob ihn hoch über sein Haupt empor und rief mit donnernder Stimme in den Saal hinein:

»Wenn einer glaubt, sein Schädel sei zu fest, so könnte er leicht zu einer guten Operation kommen. Potz Fockmast und Ankerspill, wenn einer hier lumpig genug sein sollte, einen Weiberschinder zu verteidigen, so will ich ihm seinen Kopf in zwei Teile spalten, als ob er eine Eierschale wäre!«

Bekanntlich ist nichts leichter, als dem Pöbel durch eine energische Sprache zu imponieren. Die Freunde Bobs bemühten sich nun, denselben aufzuheben und aus dem Lokal hinauszutragen.

Da erschien aber auch schon die rächende Nemesis in der Gestalt des Tavernenwirtes *Beefsteak-John*, eine kleine fettleibige Gestalt, der den Matrosen von der *Canada* unverblümt aufforderte, so schnell wie möglich das Lokal zu räumen, sonst würde er ihn von einem halben Dutzend Kellnern hinausbefördern lassen.

»Ich gehe ja schon«, murmelte Sherlock Holmes, den Beleidigten spielend, »aber morgen kehre ich mit einem Dutzend Kameraden hierher zurück, und da zertrümmern wir Euch alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Hier ist Geld für das Stück Leder, das ich heruntergeschluckt habe. Hole Euch der Teufel!«

## 4. Kapitel

### Die Dirne von Whitechapel

Ein Matrosenlied pfeifend, die Hände in beiden Taschen, schritt Sherlock Holmes hoch aufgerichtet dem Ausgang zu. Als er nun den Hausflur betrat, fühlte er sich von zwei vollen, weichen Armen umschlungen.

Eine Frauenstimme rief ihm zu: »Ich danke dir, Matrose, das hast du gut gemacht – wenn du willst, so gehe ich mit dir.«

Sherlock Holmes erkannte sofort Betsy, die Dirne mit den großen Ohrringen. Sie drückte noch das Taschentuch auf das blutende Ohr, aber Sherlock Holmes sah ihre Augen auf sich gerichtet, und diese leuchtenden Augen waren ein beredtes Zeichen, dass er mit seiner *Heldentat* einen starken Eindruck auf das Mädchen gemacht hatte.

Da Sherlock Holmes immer der Meinung war, dass niemand zu schlecht und zu gering sei, um ihm etwas Wissenswertes und Interessantes mitzuteilen, so sagte er: »Wenn du willst, so kannst du mich ein Stück begleiten.«

»Nur ein Stück? Bedenke nur, Teerjacke, man nennt mich die rote Betsy, das hübscheste Mädel von ganz Whitechapel.«

»So, da muss ich mich sehr wundern, dass du dich an einen so faden Burschen weggeworfen hast. Hast du dir denn keinen besseren aussuchen können, als diesen Bob, der jetzt vierzehn Tage lang durch das blaue Auge, das ich ihm geschlagen habe, als eine besondere Schönheit gelten kann?«

»O, Bob war schön wie ein Dandy, als ich ihn kennen-

lernte«, gab Betsy, ein wenig in ihrer Eitelkeit gekränkt, zur Antwort. »Mit hässlichen Männern gebe ich mich überhaupt nicht ab, es sei denn, dass sie viel Geld haben. Als ich Bob kennenlernte, besaß er ja auch Geld; er hatte ein Einkommen und sagte, dass er mich heiraten würde.«

»Was war denn Bob? Der wird wohl auch etwas Rechtes gewesen sein!«

»Bitte sehr, er war Schreiber bei dem Advokaten Thornhill.«

Die Dirne nannte einen achtbaren Advokaten der City Londons; Sherlock Holmes kannte ihn ganz genau.

»Bei Thornhill war er?«, erwiderte der Detektiv. »Nun, Advokatenschreiber können nicht allzu viel verdienen, und wenn dein Bob über Geld verfügt hat, so hat er wahrscheinlich einen Griff in die Kasse seines Prinzipals getan.«

»O, nein, er hatte eine gute Unternehmung.«

»Eine gute Unternehmung? Worin bestand denn dieselbe? Hatte er gefleddert oder gefischt oder hat er auf ähnliche Weise Massematten<sup>1</sup> gemacht?«

»Oho, Matrose«, stieß Betsy ein wenig misstrauisch hervor, »du redest ja Rotwelsch, als wärest du in Whitechapel geboren.«

»Wer sagt dir denn, dass ich dort nicht das Licht der Welt erblickt habe?«, antwortete Sherlock Holmes und lachte dabei. »Es gibt auch in Whitechapel Leute, die auf die See gegangen sind. Aber sehr neugierig wäre ich, wie Bob zu Geld gekommen ist. Vielleicht kann man es auch so machen.«

---

<sup>1</sup> In der Verbrechersprache: geraubt, gestohlen, Beute gemacht

»Ganz ehrlich, ich weiß es nicht, woher er das Geld hatte; aber er besaß plötzlich hundert Pfund Sterling.«

»Teufel, das ist viel Geld, da habt ihr gewiss gute Zeiten gehabt?«

»Das will ich meinen«, versetzte die Dirne. »Wir haben gegessen und getrunken, als wären wir Lord und Lady. Und getanzt haben wir jede Nacht, und es wäre alles gut gewesen, wenn Bob sich nur nicht so abscheulich entstellte hätte.«

»Ah, du meinst mit den Haaren? Ja, es sieht hässlich aus, wenn man sich den Schädel rasieren lässt. Hat denn Bob früher nicht eine andere Frisur getragen?«

»Das will ich meinen, er hat sogar sehr schöne volle braune Haare gehabt, aber plötzlich hat er alles weggeschneiden und wegrasieren lassen.«

»Das war wahrscheinlich an demselben Tag, an welchem er das viele Geld besaß«, erwiderte Sherlock Holmes. »Er wollte gewiss ganz wie ein Dandy von Westend erscheinen. Also weißt du nicht, was der Bob getan hat, um die hundert Pfund Sterling zu verdienen?«

»Sieh, Matrose, ich würde es dir doch sagen, denn du hast dich wacker für mich herumgeschlagen; es war aber von Bob nichts herauszubekommen. In den zärtlichsten Stunden fragte ich ihn danach, aber da wurde er grob und rief: ›Sei zufrieden, wenn du alles hast, was dein Herz begehrt, das andere kümmert dich nichts.‹ Dann küsste er mich und ich fragte ihn nicht weiter.«

In diesem Augenblick ertönte plötzlich von der Ecke der Blackwall Road und Shadwell Street her ein leiser Pfiff. Sherlock Holmes horchte auf und wandte sich dann hastig an die Dirne.

»Betsy, erwarte mich hier an dieser Laterne; ich habe mit dir zu reden, und ich sage dir, Mädel, du kannst heute Nacht so viel verdienen, wie du sonst in siebzig Nächten zusammen nicht einnimmst.«

»Oho, Matrose, du sprichst ja, als wärst du ein Millionär.«

»Vielleicht bin ich so etwas Ähnliches«, gab ihr Sherlock Holmes zur Antwort, »also ich finde dich hier wieder; es handelt sich nur um fünf Minuten. Du bist einverstanden, Betsy? All right - das war Harry Taxons Pfiff.«

Diese letzten Worte murmelte Sherlock Holmes heimlich vor sich hin, als er nun so schnell wie möglich auf die Straßenkreuzung zueilte.

Hier stand an einen alten, steinernen Brunnen gelehnt ein in Lumpen gehüllter Mensch, den man etwa für einen Zeitungsjungen, wie sie zu Tausenden die Straßen Londons bei Tag und Nacht unsicher machen, hätte halten können.

»He, Harry«, sagte Sherlock Holmes, schnell an den jungen Mann herantretend, »was gibt es - hast du den Zweithändigen<sup>2</sup> einen Besuch abgestattet?«

»Ich habe es getan, Meister«, gab Harry mit leiser Stimme zur Antwort. »Samuel Pings in der Circus Street hat am 7. Mai die Ausrüstung eines Schornsteinfegers verkauft. Vollständiger Anzug, Besen, Leiter und Kappe.«

»Wer kaufte sie?«, stieß Sherlock Holmes hastig hervor, und in seinen Augen blitzte eine Flamme auf, wie in den

---

<sup>2</sup> Secondhands nennt man in England und Amerika die Trödler, welche sich mit dem Verkauf alter Sachen befassen - Sachen aus *Zweiter Hand*

Augen eines Jägers, wenn er die Fährte eines Wildes gefunden hat. »Kannte Samuel Pings den Namen des Mannes, welcher der Käufer war?«

»Die Zweithändigen fragen niemals nach den Namen, wie Ihr wisst«, gab Harry Taxon zur Antwort. »Aber er konnte mir eine gute Beschreibung des Burschen geben: mittelgroß, blasses, bartloses Gesicht und volles braunes Haar, ziemlich krause Locken, ähnlich wie Negerhaar.«

»Das ist nicht wahr«, stieß Sherlock Holmes hervor, »der Mann muss, als er die Circus Street wieder verlassen hatte, überhaupt keine Haare auf dem Kopf gehabt haben; er muss ganz glatt geschoren gewesen sein.«

»Bei Juve, Mr. Sherlock Holmes, Ihr seht durch die Wände«, rief Harry Taxon, indem er vor Verwunderung einen Sprung machte. »Samuel Pings hat mir erzählt: Nachdem dieser junge Mann die Ausrüstung gekauft hatte, ist er zum Barbier gegangen, der an der Ecke der Circus Street seine buntbemalte Stange aufgepflanzt hat<sup>3</sup>, und ließ sich dort den Kopf rasieren.«

Sherlock Holmes rieb sich vergnügt die Hände und rief: »Alles geht gut, den Schornsteinfeger haben wir schon. Jetzt handelt es sich nur noch um den Mann, der diese schmutzige Arbeit bezahlt hat. Komm mit mir, Harry.«

Aber in demselben Augenblick, in welchem er sich anschicken wollte, seinem Meister zu folgen, packte ihn Sherlock Holmes und riss ihn zurück, indem er ihm zuflüsterte: »Schnell in den Brunnen hinein; verbergen wir uns.«

Der steinerne Brunnen, an welchem diese Unterredung

---

<sup>3</sup> Ein in England und Amerika übliches Zeichen der Barbieri

Sherlock Holmes mit seinem Faktotum stattgefunden hatte, war längst außer Betrieb gesetzt. Dort, wo das Wasser emporgestiegen war, befand sich nun ein hölzerner Verschlag, und Sherlock Holmes und sein Schüler sprangen hinter die steinerne Umfassungsmauer und duckten sich dort nieder; Harry ohne zu wissen, weshalb dies eigentlich geschah.

In diesem Augenblick schritt hart an dem Brunnen eine hohe weibliche Gestalt vorüber, die in einen langen Abendmantel gehüllt war. Die Dame bemühte sich, einen Schleier fest an ihr Gesicht zu halten, denn ein ziemlich heftiger Wind hatte gerade eine Minute vorher dieser Frau den Schleier vom Kopf heruntergerissen.

»Mrs. Arabella Aberdeen«, flüsterte Sherlock Holmes Harry zu. »Sie bleibt vor Paulsens Hotel stehen, das vor *Beefsteak-Johns* Restaurant liegt. Sie zieht die Glocke – man öffnet – sie tritt ein.«

»Sagte ich es nicht, Meister, dass es mit dieser Frau eine eigene Bewandnis hätte?«, stieß Harry in triumphierendem Ton hervor.

»Nur ruhig«, gab ihm Sherlock Holmes zur Antwort, »damit ist die Schuld Arabella Aberdeens nicht bewiesen. Das Erscheinen dieser Frau in dieser verrufenen Gasse, ihr Besuch des berühmtesten Hotels Paulsen beweist mir nur, dass das Netz viel weiter gesponnen ist, als ich anfangs annahm und dass wir Mühe haben werden, es zu entwirren. Jetzt heraus aus dem Brunnen.«

Sherlock Holmes sprang leicht und gewandt über die Brunnenmauer hinweg und wandte sich dann an Harry, der ihm den Sprung natürlich ohne Mühe nachgemacht hatte.

»Siehst du die Dirne dort drüben an der Laterne stehen?«  
»Ich sehe sie, sie ist verteufelt hübsch.«

»Du versteckst dich hier hinter dem Brunnen«, befahl Sherlock Holmes, »lässt aber dieses Frauenzimmer nicht aus den Augen. Verlässt sie diesen Platz, so verfolgst du sie, wohin es auch sei. Sie wird wahrscheinlich mit einem Mann zusammenkommen, dessen Kopf ganz glatt rasiert ist. Lass dieses Paar nicht mehr aus den Augen, und wenn du etwas Wichtiges erfährst oder wenn du mich heute Nacht noch brauchst, so schicke einen unserer kleinen Freunde, einen Zeitungsjungen oder Straßenreiniger zu dem Boston-Saloon auf der Baker Street. Ich werde im Laufe der Nacht dort anfragen, ob eine Botschaft für mich eingetroffen ist. Du hast doch deinen Revolver bei dir? Es wäre möglich, dass du ihn heute Nacht brauchen könntest. Die Dirne wird dich vielleicht in gefährliche Gesellschaft bringen.«

»Und wenn sie in die Hölle ginge«, antwortete Harry Taxon, »ich würde ihr auch zum Teufel folgen.«

»Es ist immerhin möglich, dass du mit Teufeln Bekanntschaft machst«, versetzte Sherlock Holmes; dann wandte er sich zum Gehen, während Harry wieder in den Brunnen hineinschlüpfte, um von dort aus die Dirne zu beobachten.

Harry sah nun, wie sein Herr und Meister langsam nach Paulsens Hotel hinüberschlenderte, wie er dort die Glocke zog und wie die Tür geöffnet wurde; dann hörte er – denn das Hotel befand sich nur dreißig Schritte von dem Brunnen entfernt – Sherlock Holmes in schläfrigem, gähnendem Ton mit schwerer Zunge rufen: »Verfluchter Knickerbocker! Das Zeug macht selbst eine Teerjacke so besoffen,

dass sie nicht einmal auf zwei Beinen stehen kann. Hier ist Geld, gebt mir ein Zimmer für diese Nacht. Ich muss schlafen.«

»Tritt ein,« antwortete die Stimme des Mannes, der die Tür geöffnet hatte, »du sollst ein Bett haben.«

Sherlock Holmes' schwankende Matrosengestalt verschwand hinter der Tür des Hotels, die sich sogleich wieder schloss.

Harry hatte noch gute zwanzig Minuten Zeit, bis die Dirne dort drüben an der Laterne ungeduldig wurde. Sie schritt zuerst vor der Laterne auf und nieder und blickte in die Shadwell Street hinein, als erwarte sie von dort jemand. Doch nach zwanzig Minuten setzte sie sich in Bewegung und kam dicht an dem Brunnen vorbei. Der junge Mann warf sich flach auf den Boden nieder und hielt den Atem an.

»Er hat mich also doch geprellt«, murmelte die Dirne, »ich glaubte schon einen guten Fang an dieser Blaujacke zu tun. Er schien Geld zu haben. Schade, aber ich glaube, ich tue am besten, ich gehe wieder zu Bob zurück. Schließlich ist er doch ein unternehmender Junge, ich hätte ihm diese dummen Ohringe überlassen sollen, denn das Geld, welches er im Pfandhaus dafür bekommen hat, hätte er mit mir verjubelt, und wer weiß, ob er nicht schon morgen die Taschen voller Dollar hat. Ah, ich werde ihn aufsuchen.«

Dann wandte sie sich kurz um und ging.

Mit einer zierlichen Pirouette war Harry über den Brunnenrand gesprungen und folgte dem Mädchen in einer Entfernung von zehn Schritten, ohne sie aus den Augen zu lassen.

Einmal wandte sich Betsy um, aber als sie nur einen zerlumpten Zeitungsjungen gewahrte, setzte sie ihren Weg fort, ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

## 5. Kapitel

### Ein Sherlock-Holmes-Griff

»Da hinein wollt Ihr mich führen? Oho, ein Matrose von der *Canada* schläft nicht in einer so miserablen Kojе. Ich habe Euch fünf Schillinge gegeben, nein, ich bin nicht so betrunken, dass ich fünf Schillinge von einem Pence nicht unterscheide. Ich verlange ein großes luftiges Zimmer.«

»Dann müssen wir ins untere Stockwerk«, sagte der Portier des Hotels, »aber wenn Ihr in diesem Zimmer etwas ruiniert, so müsst Ihr es bezahlen.«

»Ich bezahle alles«, lallte der Matrose, »wir haben Geld – ha ha, hört Ihr es klimpern? Drei Jahre bin ich auf der *Canada* gefahren, aber jetzt muss alles raus – alles raus, was ich in diesen drei Jahren verdient habe!«

Damit holte der Matrose noch zwei Schillinge aus der Tasche und drückte sie dem Portier in die Hand. Dieser schloss ein recht hübsch möbliertes Zimmer auf und zündete die Lampe an.

»Wann wollt Ihr geweckt werden morgen früh?«, fragte er den Matrosen.

»Hol dich der Teufel«, rief der Matrose, »was brauche ich geweckt zu werden. Wenn die Sonne mir ins Gesicht scheint, dann wache ich auf.«

»Dann wünsche ich Euch eine gute Nacht.« Damit ver-

ließ der Portier das Gemach, und Sherlock Holmes war allein.

Sogleich richtete er sich aus seiner gebückten Haltung auf, streifte vor allen Dingen die Stiefel von seinen Füßen ab, eilte zu der Tür, die auf den Gang führte, und schob den Riegel vor.

Im nächsten Moment löschte Sherlock Holmes die Lampe, zog eine kleine elektrische Taschenlaterne hervor und ließ das Licht derselben aufblitzen.

Mit dieser elektrischen Laterne leuchtete er die Wände ab und fuhr tastend mit der Hand über dieselben.

»Holz,« murmelte er befriedigt vor sich hin. »Wenn ich mich recht erinnere, so gibt es in Paulsens Hotel nur drei anständige Zimmer. Eines von ihnen bewohne ich, eins wird links von meinem liegen und das andere befindet sich rechts. Man wird Mrs. Aberdeen sicherlich in eines der besseren Zimmer geführt haben. Sie muss folglich meine Nachbarin sein. Ich werde mich einmal überzeugen.«

Nun zog Sherlock Holmes aus der mit Leder gefütterten Hosentasche seine Einbruchswerkzeuge hervor. Er nahm einen kleinen Drillbohrer und drehte ihn in die linksgelegene Wand hinein.

Der gut eingeölte Bohrer arbeitete geräuschlos, das ausgestoßene Holz sickerte zu Pulver zerrieben nieder und es dauerte nicht einmal zwei Minuten, so hatte Sherlock Holmes ein mäßig großes Loch in die Wand gebohrt – groß genug, nur sein Auge daran legen und den angrenzenden Raum überblicken zu können.

»Teufel«, stieß Sherlock Holmes hervor, »nichts zu sehen, versuchen wir es drüben.«

Blitzschnell schlüpfte er zur gegenüberliegenden Wand, operierte auch hier mit seinem Drillbohrer einige Minuten und hatte wieder ein *Lugaus* geschaffen.

Durch dieses Loch fiel ihm heller Lichtschein entgegen, das rechts gelegene Zimmer war also erleuchtet.

Im nächsten Moment verzogen sich die hageren Gesichtszüge Sherlock Holmes zu einem triumphierenden Lächeln, denn durch das in die Wand gebohrte Loch erblickte er Arabella Aberdeen.

Die schöne junge Frau des Wucherers Aberdeen, die Stiefmutter der so spurlos verschwundenen Elisabeth, saß auf einem Sofa hinter dem Tisch und stützte das Haupt in die Hände. Sie blickte zur Tür hinüber, die zu dem Korridor hinausführte, und Sherlock Holmes hätte nicht einmal ein gewiegter Menschenkenner zu sein brauchen, denn ein einziger Blick genügte, um zu wissen, was in dieser Seele vorging. Er bemerkte, dass diese schöne Frau voll erwartungsvoller Angst beherrscht wurde.

Dann führte Mrs. Aberdeen eine Bewegung aus, welche Sherlock Holmes Kombination über das rätselhafte Erscheinen dieser reichen jungen Frau in dem Hotel um ein gutes Stück förderte.

Sie öffnete nämlich ein paar Knöpfe ihrer Taille und zog aus ihrem Busen ein kleines Lederportemonnaie hervor, entnahm demselben einige Banknoten und zählte dieselben. Sie seufzte tief auf, blickte abermals furchtsam zur Tür hinüber und ließ die Briefftasche wieder in ihrem Busen verschwinden.

Im nächsten Augenblick zog sich Sherlock Holmes von der Wand zurück, streifte seine Stiefel auf die Füße und verließ sein Zimmer.

Er trat an die Tür des Gemaches, in welchem sich Mrs. Arabella Aberdeen befand, und klopfte an.

Deutlich hörte er, wie Arabella einen leisen Schrei ausstieß, dann näherten sich ihre Schritte der Tür, und mit leiser, zitternder Stimme fragte sie: »Bist du es?«

»Öffnet«, gab Sherlock Holmes mit verstellter Stimme zur Antwort.

Der Riegel wurde zurückgezogen und die Tür ein wenig geöffnet. Aber dieser schmale Spalt war groß genug, um die schwächliche Gestalt Sherlock Holmes hindurchzuzwängen und ...

»Erschrecken Sie nicht, Mrs. Arabella Aberdeen«, sagte der Detektiv, als er die schöne Frauengestalt wanken sah, »ich komme als Ihr Freund.«

Während er diese Worte sprach, drehte er den Schlüssel zweimal um.

»Was wollt Ihr, Matrose?«, stieß Mrs. Aberdeen hervor und zog blitzschnell aus ihrer Tasche einen kleinen Revolver hervor. »Noch einen Schritt weiter, und ich schieße Euch nieder. Ich werde meine Ehre zu verteidigen wissen. O, mein Gott! Hätte ich dieses entsetzliche Haus doch nicht mehr betreten.«

»Nicht mehr!«, Sherlock Holmes notierte sich in seinem Gedächtnis diese Worte. Sie bewiesen ihm, dass sich Mrs. Arabella Aberdeen nicht zum ersten Mal in diesem Haus befand, sondern demselben schon öfter ihren geheimnisvollen Besuch abgestattet hatte.

»Madam«, sagte Sherlock Holmes mit leiser, aber energisch klingender Stimme, »ich bin kein Matrose, ich bin Ihnen in dieser Nacht gefolgt, als Sie das Haus Ihres Gatten in der Cannon Street verlassen hatten. Ich bin hier,

nicht, um Ihnen etwa ein Leid zu tun, sondern um Sie zu beschützen.«

»Zu beschützen? Gegen wen?«

»Gegen den Mann, den Sie erwarten.«

»Ah, Sie wissen ...?«

»Ich weiß, dass Sie hier mit einem Mann sich verabredet haben, dem Sie eine Summe Geldes einhändigen wollen, ich weiß, dass Sie nur widerwillig dieses verrufene Hotel betreten haben, dass Sie aber einem Zwang gehorchen müssen.«

»Sie kennen Sie ihn? O, mein Gott, dann bin ich verloren!«

»Sie sind es nicht, Madam, wenn Sie eine einzige Minute lang aufrichtig gegen mich sind. Erzählen Sie mir, welchen Zwang der Mann auf Sie ausübt, den Sie hier erwarten, aber fassen Sie sich kurz. Er wird vermutlich gleich hier sein.«

»Und wenn ich Ihnen nun das Geheimnis meines Lebens anvertraue, wer bürgt mir dafür, dass Sie es nicht missbrauchen?«

»Der Umstand, Mrs. Arabella Aberdeen, dass ich längst hätte Lärm schlagen und Sie verhaften lassen können. Da ich es aber nicht tue, so mögen Sie es als Beweis dafür nehmen, dass Ich ganz auf Ihrer Seite stehe und Sie vor Schaden bewahren will. Sprechen Sie, Madam, und sagen Sie mir alles, und Sie werden in Zukunft von diesem Mann, der Sie gezwungen hat, Ihren Gatten zu hintergehen, nichts mehr zu fürchten haben.«

Ein tiefer Atemzug hob die Brust der Mrs. Aberdeen, dann stieß sie hastig hervor: »Nun gut, erfahren Sie denn alles. Ich schwöre es Ihnen, dass ich die Wahrheit sagen

werde. Ich lernte Mr. Aberdeen in Ostende kennen, in der Spielbank trafen wir uns. Er verliebte sich in mich, und da meine Erkundigungen ergaben, dass er ein vielfacher Millionär sei, so reichte ich ihm die Hand, trotzdem ein gewaltiger Altersunterschied zwischen uns bestand. Ich ging mit ihm nach London, ich wurde seine Frau. O, mein Herr, ich glaube nicht, dass Aberdeen es jemals bereut hat, mich geheiratet zu haben. Ich bin ihm treu gewesen, habe ihn gepflegt, ich habe ihn geachtet und war auch seiner Tochter eine gute Mutter.«

»Das ist alles bekannt, nur weiter, nur weiter!«

»Aber ich hatte bei unserer Verlobung Aberdeen nicht die Wahrheit gesagt. Ich durfte seine Werbung eigentlich nicht annehmen, ich hätte sie zurückweisen sollen, denn ich war nicht frei.«

»Ah, verheiratet?«

»Ja, ich war die Gattin eines schottischen Gutsbesitzers, aber mein Mann war, als er sein ganzes Vermögen verloren hatte, nach Australien gegangen, um dort eine neue Existenz zu gründen. Er ließ mir nur 100 Pfund Sterling zurück, und ich sollte, bis es ihm geglückt war, in Australien festen Fuß zu fassen, durch Sprach- und Musikunterricht in London mein Leben fristen. Aber ich war schön, jung, ich wollte das Leben genießen und beabsichtigte nicht, es in der Schulstube zu verbringen. Ich fuhr deshalb mit diesen hundert Pfund nach Ostende in der Hoffnung, mein kleines Kapital ver Hundertfachen zu können. Hier lernte ich dann Aberdeen kennen, und ich konnte der Verlockung nicht widerstehen, Millionärin zu werden.«

»Wahrscheinlich tauchte nun Ihr erster Gatte nach Ihrer Vermählung sogleich wieder in London auf?«

Überrascht blickte Mrs. Arabella den Fragenden an.

»Das war in der Tat der Fall. Vier Wochen nach meiner Vermählung erhielt ich einen anonymen Brief, der mich in dieses Hotel bestellte. In diesem Brief wurde nur angedroht, dass, falls ich die Aufforderung unerfüllt ließe, mir das Zuchthaus wegen Bigamie sicher sei.«

»Natürlich gingen Sie zu dem unwillkommenen Rendezvous?«, fragte Sherlock Holmes.

»Ja, damals betrat ich zum ersten Mal dieses Hotel. Ich glaubte vor Entsetzen wahnsinnig werden zu müssen, als ich Jacques vor mir sah!«

»Jacques – das ist vermutlich Ihr erster Gatte, der schottische Gutsbesitzer. Wie ist denn sein vollständiger Name?«

»Auch den sollen Sie erfahren? Nun denn, ich habe mich in Ihre Hände gegeben, Sie können mich durch den Missbrauch meines Vertrauens selbst dem Galgen in die Arme treiben; Sie mögen es erfahren: Mein erster Gatte hieß Jacques Delauny!«

»Er forderte natürlich von Ihnen Geld?«

»Er verlangte tausend Pfund Sterling; ich schwor ihm, dass ich nicht so viel besäße, und er nahm schließlich vierhundert Pfund, über welche ich gerade disponierte. Dafür versprach er, wieder nach Australien hinüberzugehen!«

»Was er selbstverständlich nicht tat«, ergänzte Sherlock Holmes mit leisem Spott, »sondern er steckte die vierhundert Pfund Sterling ein und kam nach sechs Wochen wieder.«

»Nein, es dauerte drei Monate, dann musste ich ihm aber tausend Pfund Sterling zahlen! Hierauf verschwand er für sechs Monate und kam wieder und immer wieder, bis ich

heute Morgen von ihm einen Brief empfang, in welchem er mir schwor, dass er gegen eine nochmalige Zahlung von tausend Pfund Sterling für immer aus England verschwinden werde. Nur durch die große Freigebigkeit, welche Aberdeen stets für mich an den Tag gelegt hatte, seitdem wir vermählt sind, war es mir möglich, das Geld herbeizuschaffen, das der Elende mir bisher erpresste; jetzt aber bin ich am Ende angelangt. Ich verfüge nur noch über hundert Pfund, denn ich habe bereits allen Schmuck verkauft und versetzt, habe Schulden gemacht und habe meinem Gatten unter allen möglichen Vorspiegelungen Geld abgefordert, doch jetzt ...«

»Es wäre auch ganz vergeblich«, unterbrach sie Sherlock Holmes, »wenn Sie ihm heute tausend Pfund zahlen wollten; dieser Vampir würde doch nicht nachlassen, Ihr Blut zu fordern! Doch antworten Sie nur noch schnell, Madam, auf eine wichtige Frage: Hat Jacques Delauny Ihnen niemals gesagt, auf welche Weise er sein Vermögen verloren hat?«

»Er hat mich bezüglich seiner geschäftlichen Unternehmungen stets im Unklaren gelassen. Ich lebte auf dem Gut in Schottland, während er sich den größten Teil des Jahres in London aufhielt. Nur einmal hörte ich ihn mit fürchterlicher Stimme rufen: »Es gibt einen Mann in England, der mich zugrunde gerichtet hat; aber ich werde mich an ihm rächen. Wie er mir mein Bestes genommen hat, so werde ich ihm sein Bestes nehmen.«

»Wollen Sie von diesem Dämon ein für alle Mal befreit sein, Madam?«, fragte Sherlock Holmes hastig.

»O, Herr, wenn das möglich wäre – ich will ja nichts anderes als friedlich und glücklich bei meinem Mann leben,

der durch den Verlust seiner Tochter fast dem Wahnsinn nahe ist. Mag die Welt auf Aberdeen auch Steine werfen, mag sie ihn einen erbarmungslosen Geschäftsmann, einen Wucherer nennen – zu mir war er gut, mich liebt er, er trägt mich auf Händen, und ich weiß es – am selben Tag, an welchem er erführe, dass ich ihn getäuscht habe, dass ich einem anderen Mann angehöre und er auf mich kein Recht mehr hätte, würde er sterben!«

»Und da Sie, Madam, tatsächlich wegen Bigamie ins Zuchthaus wandern würden«, nahm Sherlock Holmes mit hastiger Stimme leise das Wort, »so wäre Ihre mit Mr. Aberdeen geschlossene Ehe vollkommen ungültig und Sie würden, im Falle Mr. Phineas Aberdeen stirbt, auch nicht einen roten Penny von der Erbschaft bekommen!«

Die junge schöne Frau schlug mit einer verzweifelten Bewegung die Hände vor das Gesicht, und große Tränen quollen zwischen ihren Fingern hindurch.

»Weinen Sie nicht, Madam«, rief Sherlock Holmes, »ich werde Sie retten. Allerdings müssen wir sehr schnell und energisch handeln. Zu diesem Zweck gestatten Sie mir gefälligst, dass ich dort hinter dem Wandschirm eine kleine Metamorphose meines äußeren Menschen vornehme.«

»Ich weiß nicht, woher es kommt, aber eine innere Stimme ruft mir zu, Ihnen blindlings zu gehorchen«, rang es sich von den Lippen Arabellas. »Ich fühle, ich besitze in Ihnen einen wahren Freund. Nun gut, treffen Sie alle Vorbereitungen, die Sie für geboten halten.«

»Ich habe nur nötig, meinen Matrosenanzug abzulegen. Da ich unter demselben noch einen zweiten Anzug trage, so fühle ich mich dadurch in meinen Bewegungen etwas beengt, und bei dem zu erwartenden Rencontre dürfte viel

voll körperlicher Gewandtheit abhängen.«

Mit diesen Worten zog sich der berühmte Detektiv hinter die spanische Wand zurück, welche eine Ecke des Zimmers abschnitt. Mit einer Schnelligkeit, die von großer Übung im Maskieren zeugte, verwandelte sich hier Sherlock Holmes aus einem Matrosen in einen elegant gekleideten Herrn. Als er nun hinter dem Wandschirm hervortrat, stand ein völlig anderer vor der erstaunten Mrs. Aberdeen. Der Vollbart und die dem Gesicht vordem aufgetragenen Farben und Pinselstriche, die den Zügen künstlich einen dumm-gutmütigen Ausdruck verliehen hätten, waren entfernt worden, und Mrs. Arabella schaute dafür in ein durchgeistigtes energisches Antlitz.

»Schritte!«, stieß Sherlock Holmes plötzlich hervor. »Die Entscheidung naht! Nur Mut und Kaltblütigkeit, Madam. Nehmen Sie hier am Tisch Platz, während ich mich vorläufig noch verborgen halte, um erst im geeigneten Augenblick handelnd einzugreifen.«

Im nächsten Moment hatte Sherlock Holmes die Gasflamme heruntergedreht, die bisher das Gemach hell erleuchtet hatte, dann schob er den Innenriegel der Tür zurück und verschwand blitzschnell und geräuschlos hinter der lang herabwallenden Portiere eines Fensters. Hier war er, selbst bei heller Beleuchtung des Zimmers, vor einer Entdeckung sicher, während er durch einen schmalen Spalt hindurch das Zimmer und die Personen in demselben genau beobachten konnte. Seinen Revolver hatte er schussbereit in einer Tasche seines Rockes stecken.

Da wurde an die Tür geklopft.

»Arabella, bist du da?«, fragte eine raue Stimme von draußen.

»Antworten Sie, Madam«, flüsterte Sherlock Holmes der am Tisch sitzenden und vor Aufregung am ganzen Körper bebenden Mrs. Aberdeen zu.

»Tritt ein, die Tür ist geöffnet«, rief Arabella und presste die Hand auf das laut pochende Herz.

Die Tür ging auf, und im Rahmen derselben erschien ein hochgewachsener, athletisch gebauter Mann in einem eleganten Rock, einen Zylinderhut auf dem Kopf, in der Hand einen Spazierstock mit einer silbernen Krücke. Der Stock war, das bemerkte Sherlock Holmes, der die ganze Erscheinung des Mannes im Nu mit dem Blick eines Detektivs überflog, offenbar ein Degenstock.

Der Mann blieb einen Moment lang an der Schwelle stehen und überschaute mit einem argwöhnischen Blick das Zimmer.

»Also ganz allein«, presste er hervor, »gut, unser Geschäft wird schnell erledigt sein. Hoffentlich hast du das Gewünschte mitgebracht.«

Er schloss die Tür hinter sich, schob den Riegel vor und näherte sich dann hastig der totbleichen Frau, die am Tisch saß.

Arabella brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

»Keine Szene, wenn ich bitten darf«, stieß der Mann hervor, »hier handelt es sich einfach um ein Geschäft – um nichts weiter! Ich verlange von dir diesmal nur lumpige tausend Pfund Sterling! Bildest du dir denn ein, dass ich, dessen Frau du bist, und der ich ein gutes Recht auf dich habe, dumm genug sein würde, am Hungertuch zu nagen, während du die Frau des Millionärs spielst und von Glanz und Reichtum umgeben bist? Schnell das Geld, denn ich habe Eile!«

Mrs. Aberdeen hob langsam die Hand, um die Brieftasche aus dem Busen zu ziehen.

»Hier, da hast du alles, es ist das Letzte, was ich dir geben kann«, stieß sie dann mit versagender Stimme hervor.

»Gib her«, befahl der Mann und griff hastig zu, während seine Augen vor Habgier funkelten. »Doch lass sehen, ob die tausend Pfund auch vollzählig sind«, rief er und öffnete das Portefeuille, um den Inhalt zu prüfen.

Diese Beschäftigung nahm seine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch, sodass er es gar nicht bemerkte, wie sich Sherlock Holmes lautlos seitwärts an ihn heranschlich.

Überdies hatte auch Mrs. Aberdeen in richtiger Erkenntnis der Situation ihr Schluchzen in diesem Augenblick verstärkt, sodass es jedes leise Geräusch übertönte.

Eben hatte der Schurke die Prüfung der Papiere beendet und dabei entdeckt, dass sie lange nicht annähernd die Summe repräsentierten, die er verlangt und erwartet hatte.

Voller Wut über die Enttäuschung hob er drohend den Arm.

Im selben Moment umklammerte Sherlock Holmes mit eisernem Griff das Handgelenk des Erpressers, während er mit seiner Rechten den Revolver hervorriss.

»Ihr seid verhaftet, Jacques Delauny«, rief er mit scharfer Stimme, »gebt Euch keine Mühe, Sherlock Holmes' Griff hält wie eine Schraube!«

Ein furchtbarer Fluch folgte diesen Worten, dann – ein teuflisches Lachen, und im nächsten Moment erblickte Sherlock Holmes, obwohl er den Arm des Mannes in seiner Hand hielt, den Verbrecher drüben an der Tür.

»Mehr Licht, Mrs. Aberdeen«, rief der Detektiv der jun-

gen Frau zu, welche beiseite gesprungen war.

Im Nu flammte das Licht einer elektrischen Lampe auf, welche Sherlock Holmes Arabella vorhin übergeben hatte mit der Weisung, sie auf seinen Ruf sofort in Tätigkeit zu setzen.

Da krachte ein Schuss – eine Kugel flog dicht am Haupt Sherlock Holmes' vorüber, zertrümmerte die Fensterscheibe und verlor sich draußen auf der Straße, während zugleich die Tür ins Schloss fiel und flüchtende Schritte die Treppe hinabeilten.

»Hol's der Teufel«, rief Sherlock Holmes, sich vom Sessel erhebend, »hier ist ein Wunder geschehen!«

Arabella stand zitternd und bleich da, dann sank sie stöhnend in einen Sessel nieder, und unter heißen Tränen stieß sie die Worte hervor: »Ah, das vergaß ich Euch zu sagen!«

»Dass Jacques einen falschen rechten Arm hat«, rief Sherlock Holmes kopfschüttelnd und lächelnd aus, indem er einen kunstvoll gefertigten, durch einen Mechanismus beweglichen Arm betrachtete, den er in seiner linken Hand hielt. »Ja, Madam, damit haben Sie unseren ganzen Plan zunichte gemacht. Teufel, wer kann auch daran denken, dass man einen künstlichen Arm und keinen echten packt, wenn man eine Verhaftung vornehmen will!«

»Jacques Delauny verlor diesen Arm durch einen Jagdunfall, als er noch ein ganz junger Mann war«, stieß Arabella schluchzend hervor, »aber man kommt, – heiliger Gott, die Leute des Hotels werden eine Aufklärung fordern!«

»Die ich ihnen so geben werde, dass sie zufrieden sein sollen!«, beruhigte sie Sherlock Holmes.

»Einen Augenblick, mein Herr, ich komme sogleich zu Ihnen heraus, ich bin Sherlock Holmes!«

Der Detektiv sprach nur einige Minuten mit dem Besitzer des Hotels, dann war alles geordnet. Mrs. Arabella Aberdeen wurde von dem Detektiv selbst bis zu einem Wagen begleitet, der sie in der Nähe der Shadwall Street erwartete und sie in das Haus ihres Gatten zurückbrachte.

Sherlock Holmes aber wanderte, nachdem er sich von der schönen jungen Frau verabschiedet hatte, langsam der Baxer Street zu.

In der Hand trug er einen in Leinwand gehüllten Gegenstand. Es war der künstliche Arm Jacques Delaunys.

Unterwegs schien Sherlock Holmes einen guten Einfall zu haben, denn er lachte einige Male kurz auf und drückte schmunzelnd, fast liebkosend den Arm an seine Brust.

Dann betrat er den Saloon Lee Bostons, der schon in so mancher Nacht sein Absteigequartier gewesen war.

Lee Boston, ein herkulisch gebauter Kneipenwirt mit vollen grauen Haaren, erkannte ihn sofort und trat ihm schon an der Tür entgegen.

»Ein Zettel für Euch, Sir«, sagte er. »Ein kleiner Schuhputzer hat ihn gebracht. Er sagte, ein Zeitungsjunge hatte ihm denselben übergeben.«

»Schon gut, – wie lange ist es her, dass man Euch den Zettel zugestellt hat?«

»Eine halbe Stunde ungefähr.«

»Seid so gut, Lee Boston«, rief Sherlock Holmes, »und gebt mir auf das Ding da acht. Hebt es auf, es ist ein künstlicher Arm; lasst ihn niemanden sehen, ich werde ihn morgen von Euch fordern.«

»Er wird bei mir gut aufgehoben sein!«

Sherlock Holmes trat in den Lichtkreis einer Lampe, entfaltete den Zettel und zuckte plötzlich betroffen zusammen.

Seine Mienen verdüsterten sich, und über seine schmalen, energischen Lippen rangen sich die Worte: »Armer Junge, er ist verloren, wenn nur seine Rettung nicht sofort gelingt!«

Auf dem Zettel, den Sherlock Holmes in der leicht zitternden Hand hielt, standen nämlich die Worte: »Bin den Sandsackmännern in die Hände gefallen, West-India-Docks, ein alter Stall, siebzig Schritt von Harimans Zuckerlager entfernt, helft schnell!«

## 6. Kapitel

### Unter den Sandsackmännern

Harry Taxon war der Dirne Betsy über eine Stunde lang nachgegangen. Immer mehr tauchte Betsy in das Gewirr von Gassen und Gässchen, die sich am Ufer der Themse aufbauen und die ihrer Gefährlichkeit wegen voll jedem allständigen Bewohner Londons in der Nacht rigoros gemieden werden.

Näherte man sich doch hier dem Hafen von London, Greenwich, und treibt sich doch in der Nähe eines Hafens immer verdächtiges Gesindel herum, ganz besonders aber in London, wo die ankommenden Schiffe den Auswurf so vieler Nationalitäten ans Land speien.

Die Dirne schien sich in dem Gewirr von Gassen vortrefflich zurecht zu finden, denn sie schritt mit großer

Schnelligkeit und Sicherheit vorwärts. Allen Männern, die ihr auf dem Weg begegneten, wick sie geflissentlich aus, wie eine, die ihr Ziel schnell erreichen will.

Nun befand sie sich in der Nähe der West-India-Docks, der großen Lagerhäuser und Landungsplätze, die der West-India-Company gehören.

Nur wenige Lampen erleuchteten die schmalen Straßen, die zwischen den Lagerhäusern hinführen.

Die Dirne hielt sich möglichst im Dunkeln, begann aber hier vorsichtiger zu werden. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und lauschte, ob man ihr folge.

Sie machte einen weiten Bogen, um dem oder jenem Dock auszuweichen, und Harry musste seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um von ihr nicht gesehen zu werden.

Glücklicherweise standen hier so viele Fässer und Kisten umher, dass er sich bald da, bald dort verbergen konnte. Und so kam es, dass Betsy trotz ihrer misstrauischen Vorsicht ihn nicht gewahren konnte.

Vor Harimans Zuckerlager blieb sie stehen.

Das war ein großer Schuppen, der mit aus Westindien für die Firma *Hariman & Company* eingetroffenen Kisten und Fässern voll Zucker gefüllt war.

Harry Taxon warf sich flach auf den Boden, denn er bemerkte, dass die Dirne sich nochmals gründlich umschaute, um sich zu versichern, dass sie auch allein wäre.

Dann wandte sie sich mit energischen Schritten einem alten, halb verfallenen Gebäude zu.

Harry Taxon sprang auf und, einer Weisung gemäß, die Sherlock Holmes ihm ein für alle Mal eingeschärft hatte, zählte er im Gehen die Schritte ab, die zwischen dem

Zuckerlager und dem alten Stallgebäude lagen. Es waren siebzig.

Betsy umschritt den alten Stall, und Harry Taxon sah, dass derselbe hart an die Themse stieß.

Die Dirne klopfte an eine Tür, ein kleines Schiebefenster öffnete sich und eine Stimme fragte im Whitechapler Dialekt: »Wer ist da? Gib das Passwort!«

Deutlich hörte Taxon, wie Betsy rief: »Greenwich!«

Dann wurde die Tür geöffnet, die Dirne schlüpfte in das Gebäude hinein und das Licht, das für einen Moment hinter dem Schiebefenster aufgeflammt war, erlosch wieder.

Harry Taxon überlegte einen Moment lang, auf welche Weise er auch nun noch Betsy folgen könnte, denn er hatte von Sherlock Holmes den strengen Befehl erhalten, hinter ihr her zu bleiben und sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Er musste also in das Haus hinein, um den Auftrag ausführen zu können. Andererseits aber sagte er sich, dass es für ihn sehr gefährlich sei, wenn er sogleich das Passwort brauchte und eintreten wollte.

Die ganze Sache im Stall schien ihm absolut nicht geheuer zu sein, und Harry, der das nächtliche Leben Londons ganz genau kannte, dachte sogleich an einige der Verbrecherbanden, von denen in der englischen Hauptstadt so viele ihr Unwesen treiben.

Sollte der Stall an den West-India-Docks vielleicht der Versammlungsort irgendeiner Bande sein?

Harry stieg auf einen Baum, der sich am Ufer der Themse erhob, und blickte von diesem auf das Dach des Stalles hinüber.

Es war nur ein Schindeldach, und da das ganze Gebäude

sich in großer Verwahrlosung befand, so gab es auch auf dem Dach einige Löcher, durch welche man ohne Zweifel in den Stall hineinblicken konnte.

»Ich muss auf das Dach hinüber«, sagte sich Harry und maß den Abstand zwischen dem Baum und dem Stall mit den Blicken. Die Entfernung war zu groß, um sie zu überspringen.

Im selben Moment, als er wieder an dem Baumstamm herabglitt, hörte er unter sich einen leichten Schrei. Dann sprang eine schlanke Gestalt zurück, und eine Stimme rief: »Oho, ist das denn eine Art, einem Menschen auf den Kopf zu springen? Ah, ich sehe, es ist ein alter Bekannter. Wo kommst du denn her, Harry? Was machst du denn hier an den West-India-Docks für eine Promenade den Baum hinauf und hinunter?«

Harry erkannte in dem Sprecher einen der Zeitungsjungen, von denen ihm die meisten persönlich gut bekannt waren.

Er hatte sich, als er jünger war, viel unter sie gemischt und sie hielten ihn für einen der ihren, zu ihrer Zunft gehörig.

»Höre, Willy«, sagte Harry zu dem etwa zwölfjährigen Jungen, »du könntest mir einen Gefallen tun.«

»Ich bin dazu bereit, Harry!«

»So lass mich auf deine Schultern klettern, und von da aus will ich auf das Dach gelangen.«

»Nichts leichter als das«, versetzte der stämmige kleine Bursche, »krieche nur auf meinen Rücken und schwing dich dann hinauf.«

Eine halbe Minute später stand Harry auf den Schultern Willys, und mit einer Pirouette kugelte er sich auf das

Dach hinauf und kroch sogleich auf demselben weiter vor.

Unter sich hörte er ein dumpfes Gewirr von Stimmen, aber er musste erst bis zu einer Öffnung im Dach gelangen, um sehen zu können, was sich unter demselben zutrug.

Nun hatte er, flach auf dem Bauch liegend, eine Lücke im Dach erreicht. Er schaute hinunter und sah in einem stallartigen Raum etwa achtzehn Männer und Burschen versammelt, welche Betsy, die Dirne, umstanden.

Sie erzählte mit lauter Stimme, sodass Harry jedes Wort hören konnte, von dem Matrosen der Canada, der Bob beim *Beefsteak-John* niedergeschlagen hatte, und mit dem sie dann ein Stück Weges gegangen war.

»Er hat mich ausgefragt. Ich fürchte, ich habe ihm zu viel erzählt«, stieß Betsy hervor. »Jungs, ich glaube, er ist ein Polizeispitzel! Aber wo ist Bob, ist er denn noch nicht hier?«

»Wir erwarten ihn«, antworteten die Burschen, »es gibt heute sehr wichtige Dinge zu besprechen. Man bietet uns ein sehr gutes Geschäft an.«

In diesem Augenblick ertönte draußen vor dem Stall ein eigentümliches Gurren, wie die Wildtaube es hören lässt. Sogleich rief Betsy: »Da ist Bob, kommt. Dreimal Hurra für Bob!«

Oben auf dem Dach machte sich Harry so unsichtbar wie nur irgend möglich; er krümmte sich zusammen, um ja nicht von dem Ankömmling gesehen zu werden.

Im nächsten Augenblick fesselten ihn schon wieder die Vorgänge, die sich unten in dem durch einige alte Laternen erleuchteten Stall abgespielt hatten.

Auf das mit lauter Stimme gegebene Passwort *Greenwich*

hatte die Stalltür sich geöffnet, der glatzköpfige Bob war eingetreten und wurde nun von seinen Kumpanen stürmisch begrüßt.

»Alle Hagel, da bist du ja auch, Mädels«, rief Bob, als er Betsy erblickte, »ich dachte, wir beide hätten miteinander nichts mehr zu tun?«

»Ich bin gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten«, sagte Betsy mit demütig klingender Stimme, »einen Ohrring hast du mir aus dem Ohr schon herausgerissen. Da hast du den anderen, mach, was du willst; es war unrecht von mir, sie dir zu verweigern.«

»Du bist ein famoses Frauenzimmer«, rief Bob und drückte Betsy einige schallende Küsse auf die Lippen. »Seht, Jungs, so muss man sich die Weiber erziehen. Übrigens wirst du dir deinen Ohrring morgen wieder aus dem Pfandhaus holen können, denn ich habe gehört, dass es ein großes Geschäft für die Sandsackmänner gibt. Wer weiß etwas Genaueres darüber?«

Ein schwindsüchtig aussehender, achtzehnjähriger Junge trat vor und rief mit ziemlich lauter Stimme: »Kennst du, Bob, einen Mann, der sich Kapitän Miller nennt?«

Der Glatzköpfige fuhr leicht zusammen.

»Kapitän Miller? Hast du ihn gesprochen, Titus, hat er mich gesucht und wann?«

»Er hat dich in der Taverne *Zum Chinamann* gesucht, und als er dich nicht fand, fragte er mich nach dir. Als ich ihm sagte, dass ich dich heute noch sprechen würde, flüsterte er mir zu: ›Sage Bob, es gäbe wieder ein gutes Geschäft für ihn. Zweihundert Pfund Sterling sind dabei zu verdienen. Es soll ein Brett in der Themse schwimmen. Bob soll mit sechs von den Sandsackmännern morgen Nacht um elf

Uhr beim Greenwich-Hospital mich erwarten. Dort werde ich ihm mitteilen, wo das Brett zu holen ist!«

Dann fragte er: »Wie lange schwimmt Holz bei Nacht, wenn ihr es in den Fluss werft?«

»Sir«, antwortete ich ihm, »es schwimmt keine drei Yards, wenn wir wollen.«

»Umso besser«, erwiderte der Mann und lachte. »Vergiss also nicht, Bob auszurichten: Morgen Nacht um elf Uhr beim Greenwich-Hospital!«

Das war es, was ich dir ausrichten sollte.«

»Hurra«, rief Bob aus, »habt ihr es gehört, Jungs? Zweihundert Pfund Sterling sind zu verdienen. Ich denke, dafür lassen wir ein paar Bretter schwimmen, wenn es nötig ist.«

»Schurke«, stieß Harry Taxon mit leiser Stimme hervor, »die sprechen von einem Mord so ruhig, wie ein anderer von einem zerbrochenen Bierglas. Aber es soll euch nicht gelingen. Sherlock Holmes wird schon dafür sorgen, dass ...«

In diesem Moment geschah etwas Schreckliches.

Das mürbe Schindeldach, auf welchem Harry lag, brach an der Stelle, wo er es mit seinem ganzen Gewicht belastete, durch, und kopfüber stürzte der Gehilfe Sherlock Holmes' in die Tiefe.

»Blitz und Donner, was fällt denn da vom Himmel herunter?«, schrie Bob, indem er zurücktaumelte, denn Harry hatte ihn im Fallen ziemlich heftig gestreift.

»Ah, das ist ein Zeitungsjunge, ein Spion. Packt ihn, Sandsackmänner, er darf uns nicht entgehen.«

»Der ist mir heute schon die ganze Nacht nachgeschlichen«, rief Betsy, »greift ihn, fesselt ihn! Ah, jetzt erinnere

ich mich ganz genau, ich habe ihn an der Ecke der Blackwall Road gesehen!«

Ehe Harry sich noch vom Boden erheben konnte, hatten sich zehn Sandsackmänner auf ihn geworfen. Püffe, Fußtritte, Faustschläge hagelten auf ihn nieder, und er vermochte nur mit großer Mühe, sein Antlitz vor den Misshandlungen dadurch zu schützen, indem er beide Arme über demselben kreuzte.

»He, wer bist du?«, rief Bob aus, indem er ihm einen Fußtritt versetzte. »Ich glaube, du bist nicht, was du scheinst. Wer war der Matrose von der *Canada*?«, riefen Bob und Betsy zugleich, »gib Antwort, du weißt es, – wir müssen es wissen!«

»Und was hattest du hier auf dem Dach unseres Hauses zu tun?«, fragte der schwindsüchtige Titus, »das soll dir sehr schlecht bekommen, mein Junge. Wer nicht zu uns gehört und sich in unsere Festung eindringt, der verlässt sie lebend nicht wieder.«

»Werft ihn in den Keller hinunter, Jungs«, befahl Bob, »da wir morgen ein Brett schwimmen lassen, so soll es auf ein zweites nicht ankommen. Bis dahin mag er unten hungern, dass sich seine Eingeweide herumdrehen. Falltür auf!«

Sogleich wurde eine Falltür in einem eisernen Rahmen emporgehoben. Harry machte noch einen verzweifelten Versuch, die Tür zu gewinnen, um zu fliehen, aber die Sandsackmänner packten ihn mit ihren rohen Fäusten, zerrten ihn zur Falltür und stießen ihn über eine gebrochene, morsche, hölzerne Treppe in einen abscheulichen Raum hinab.

Harry blieb am Fuß der Treppe einige Minuten lang wie

betäubt liegen, aber kaum erlangte er sein klares Denken wieder, als er sofort den Raum zu untersuchen begann.

Es war ein kleiner Keller unter dem Stall, dessen Wände von Feuchtigkeit triefen und in welchem eine abscheuliche Moderluft herrschte.

Aber zu seiner größten Freude entdeckte Harry, dass dieser Raum ein kleines Fenster hatte, das allerdings mit starken Eisengittern versehen war, durch welches das fahlgelbe Licht des Mondes zu ihm hereinleuchtete.

Taxon versuchte, die eisernen Gitter aus dem Fenster herauszureißen, aber vergebens, er erreichte nichts.

Dann stieß er einen leisen Pfiff aus, und sofort wurde derselbe von außen erwidert.

»Haha, Willy ist noch auf seinem Posten«, flüsterte er freudig vor sich hin, »da besteht ja noch Hoffnung auf Rettung! Willy, mein Junge, wirf dich auf den Bauch und schleiche dich heran«, rief Harry mit gedämpfter Stimme.

Willy musste über die Uferböschung hinabkriechen, denn das kleine Kellerfenster führte direkt auf den Fluss hinaus. Der Wasserspiegel der Themse war nur etwa drei Fuß von dem Fenster entfernt und leise plätschernd schlich die schwarze Flut der Themse lauernd an dem Gefängnis Harrys vorüber.

Um mit Harry sprechen zu können, musste Willy beinahe auf dem Kopf stehen.

Er klammerte sich mit beiden Füßen an eine Baumwurzel an, ließ sich dann hinabhängen und erschien so mit dem Gesicht dicht an dem eisernen Gitter.

»Still, mein Junge«, flüsterte Harry ihm hastig zu, »vor allen Dingen darfst du nicht in die Hände der Sandsackmänner fallen!«

»Bist du in ihren Händen, Harry?«

»Ich bin es! Aber wenn du so schnell wie möglich einen Zettel, den ich dir mitgeben werde, zu Lee Bostons Saloon bringst, so werde ich befreit werden!«

»Ich will meine Beine in die Hände nehmen, Harry, verlasse dich nur ganz auf mich«, versetzte der Zeitungsjunge.

Harry zog schnell ein kleines Taschentuch heraus, riss ein Blatt Papier aus demselben und schrieb hastig auf dasselbe die Worte, welche später Sherlock Holmes in so große Erregung versetzten.

Dann faltete er den Zettel zusammen und reichte ihn zwischen zwei Fingern durch die Gitterstäbe dem Knaben.

Willy, der Zeitungsjunge, nahm ihm draußen den Zettel schnell ab.

»Mach, dass du fortkommst. Lauf, was du kannst, auf Wiedersehen, Willy, vergiss mich nicht!«

Willy verschwand vom Eisengitter, und Harry setzte sich ruhig auf die nicht gepflasterte Erde nieder, lehnte den Oberkörper an die Mauer und wartete. Er wusste, er hatte seine Angelegenheit in die besten Hände gegeben – in die Hände Sherlock Holmes.

## 7. Kapitel

### Die unterirdische Themse

»Kapitän Flobert, begleiten Sie mich, wenn Sie die Güte haben wollen, mit zehn von Ihren Leuten. Es eilt, mein

Freund, es steht ein Menschenleben auf dem Spiel!«

Mit diesen Worten betrat Sherlock Holmes die Tower Polizeistation.

»Oho, Mr. Sherlock Holmes«, rief der Polizeikapitän Flobert verwundert, denn nun erkannte er in ihm erst seinen alten Freund, »zehn Leute sollen in fünf Minuten fertig sein. Nehmt nur einen Augenblick Platz!«

»Ich stehe wie auf glühenden Kohlen, Kapitän Flobert, macht schnell!«

Der Polizeikapitän eilte in den Nebenraum, in welchem sich etwa zwei Dutzend Polizisten befanden, die auf niedrigen Betten lagen oder an Tischen spielend und rauchend saßen. Denn sie mussten sich die Nachtwache entweder durch Spiel oder durch Schlaf vertreiben.

»Also, was gibt es, mein Freund?«, fragte Kapitän Flobert, als er wieder zu Sherlock Holmes zurückkehrte.

»Wie Ihr seht, habe ich meine Leute bereits alarmiert, ohne zu wissen, um was es sich hier eigentlich handelt. Aber wenn Sherlock Holmes zehn Leute verlangt und mich obendrein, so muss es sich um etwas Wichtiges handeln.«

»Ein Menschenleben ist gewiss nicht unwichtig«, erwiderte Sherlock Holmes ernst. »Kennt Ihr meinem jungen Freund Harry Taxon?«

»Ich kenne ihn, ein wackerer Bursche, hat schon jetzt Haare auf den Zähnen und schickt sich an, ein zweiter Sherlock Holmes zu werden.«

»Ist aber doch den Sandsackmännern in die Falle gegangen, muss also entschieden eine Dummheit gemacht haben. Ich sandte ihn hinter einer Dirne her, da es mich interessierte, wohin sie sich begeben würde, und, - ah, Kapi-

tän Flobert, ich glaube, ich bin auf einer guten Fährte.«

»Auf einer Fährte? Wohin soll die Euch führen?«

»Habt Ihr nicht gehört, dass ich mich vor der Jury anheischig gemacht habe, die Unschuld des Lords William Rochester zu beweisen?«

»Ich las es. Es war ein starkes Stück, Sherlock Holmes, aber ich sagte mir: Wenn Sherlock Holmes eine solche Garantie gibt, dann muss er schon was wittern.«

»Meine Witterung war gut, Flobert, ich denke, ich werde ihn bald so mit beiden Händen halten; seht Ihr, so ...«

»Wen werdet Ihr halten?«

»Den Räuber Miss Elisabeth Aberdeens. Ich bin heute hinter ihm her, aber da sind ja schon Eure Leute, lasst uns gehen.«

»Wo werden wir die Sandsackmänner treffen?«, fragte Flobert, als sie vor das Haus der Polizeistation traten.

»In einem alten Stall, siebzig Schritte von Hariman's Zuckerlager am West-India-Dock entfernt!«

»Also doch!«, stieß Flobert hervor, »ich habe immer vermutet, dass es dort nicht recht geheuer ist, aber ich konnte die Schurken niemals fassen. Werden sie uns ins Garn gehen?«

»Das wird darauf ankommen, wie schnell wir sind«, gab Sherlock Holmes zur Antwort und stürmte dann durch die Nacht so schnell, dass der Polizeikapitän und seine Leute kaum zu folgen vermochten.

»Dort liegt das alte Nest«, stieß Sherlock Holmes hervor, indem er plötzlich stehen blieb und auf ein halb verfallenes Stallgebäude deutete. »Kapitän Flobert, Sie bleiben hier unten mit Ihren Leuten unter der Rampe des Zuckermagazins, ich will indessen zuerst allein hinüber, will ein

wenig rekognoszieren.«

»Tut das, Sherlock Holmes. Habt Ihr Eure Pfeife bei Euch, damit Ihr uns ein Signal geben könnt?«

»Trage sie immer an einer kleinen Stahlkette. Wenn Ihr drei gellende Pfiffe hört, so kommt im Laufschrift!«

Der Polizeikapitän zog sich mit seinen Leuten unter die Rampe des Zuckermagazins zurück und verbarg sich dort.

Sherlock Holmes aber kroch auf Händen und Füßen wie ein Indianer an den Stall heran.

Alles dunkel, kein Laut war zu vernehmen.

»Sollten die Schufte ihren Versammlungsort schon verlassen haben?«, fragte sich Sherlock Holmes, »oder wollen sie mich in eine Falle locken? Jedenfalls wird es gut sein, die größte Vorsicht anzuwenden.«

So kam er bis dicht an den Stall heran, er hob sich empor, drückte sich fest an die Stallmauer und lauschte.

Nichts war zu vernehmen als ein seltsames Rauschen und Gurgeln, das aber Sherlock Holmes auf Rechnung der Wogen der Themse, die ja in unmittelbarer Nähe dahinrauschte, schrieb.

»Dieses Haus ist wie gemacht für Diebe und Räuber«, sagte sich der Detektiv, »kein Fenster, kein einziges. Holla, hier scheint ein Schiebefenster sich zu befinden. Brechen wir es auf.«

Sogleich hatte Sherlock Holmes sein Brecheisen in der Hand, setzte es an, und nach drei Minuten hatte er die Öffnung in der Tür losgelöst. Durch dieselbe schaute er nun in das Stallgebäude hinein, aber er vermochte keinen Menschen darin zu entdecken.

Er beschloss, die Tür zu öffnen, um einzutreten.

Zuvor aber drehte er seine elektrische Taschenlampe auf und befestigte sie sich auf der Brust. Dann nahm er in die linke Hand seinen Revolver, und mit der Rechten probierte er so schnell wie möglich einen Dietrich nach dem anderen im Schloss der Tür.

Endlich hatte er den passenden Schlüssel gefunden, die Tür bewegte sich in den Angeln, Sherlock Holmes trat ein.

Tiefe Stille empfing ihn im Gebäude. Er leuchtete in alle Ecken, aber niemand war zu sehen.

»Das Gesindel hat sich ohne Zweifel für heute aus dem Versammlungslokal entfernt«, sagte sich Sherlock Holmes, »aber was haben sie denn mit Harry gemacht, haben sie den mit sich fortgeschleppt? He, Harry, Harry! Der arme Zunge ist nicht mehr hier, und ich habe seine Spur verloren. Flobert kann mit seinen Leuten ruhig wieder nach Hause gehen, denn heute ist gegen die Sandsackmänner nichts mehr auszurichten!«

Sherlock Holmes schritt wieder der Tür zu, wieder wunderte er sich über das Rauschen, das an sein Ohr drang. Plötzlich blieb er wie gebannt stehen, neigte das Haupt ein wenig zur Seite und lauschte.

War es ihm doch gerade, als hätte er einen leisen, wimmernden Laut vernommen, doch wurde derselbe schon in der nächsten Sekunde durch das Plätschern und Gurgeln des Wassers übertönt.

»Ruft hier ein Mensch um Hilfe?«, stieß Sherlock Holmes hervor, »aber wie wäre denn das möglich? Der Stall besitzt nur einen einzigen Raum, dort drüben gibt es doch keine Tür. Nein, nur die mittlere Wand. Es ist der Fluss, den ich beständig vernehme. Schnell also zu Flobert zurück!«

Sherlock Holmes wollte durch die Länge des Stalles ei-

len, da stolperte er plötzlich.

»Hoppla?«, riet er, »was ist denn das? Ein eiserner Ring? Bei Jove, er gehört zu einer Falltür, und so gibt es also einen Keller unter dem Stall.«

Sherlock Holmes streckte die Hand nach dem eisernen Ring aus, denn er war entschlossen, die Falltür zu öffnen, um einen Blick in den Keller zu werfen, obwohl er sich nicht viel davon versprach. Da zuckte der berühmte Detektiv plötzlich zusammen, und jeder Blutstropfen verließ seine Wangen.

»Sherlock Holmes, Sherlock Holmes!«, war es aus der Tiefe zu ihm emporgeklungen, »zu Hilfe, Sherlock Holmes, ich ... ertrinke!«

»Harry, die Hunde haben dich in den Keller eingesperrt und das Wasser der Themse eingeleitet«, rang es sich mit einem Schrei über Sherlock Holmes Lippen, und dann ...

Wie ein Rasender stürzte der Detektiv auf die Falltür zu, packte den eisernen Ring. Mit Riesenkraft zog er die Falltür, die sonst nur von vier Männern bewegt werden konnte, empor und ...

Dumpf gurgelte ihm das Wasser entgegen, und seine weit geöffneten Augen waren mit Entsetzen erfüllt, als er in den schwarzen Schlund hinunterblickte, denn über die Stufen, die vom Keller aus in den Stall empor führten, wogte und wirbelte das Wasser, welches schon den ganzen Raum erfüllte.

Sherlock Holmes riss eine kleine silberne Pfeife aus der Westentasche hervor. Er gab drei gellende Pfiffe ab und stieg, so schnell er es vermochte, über die Treppe in den wassererfüllten Keller hinunter.

Kaum hatte er einige Schritte getan, so stand er bis zur

Brust im Wasser.

Weit streckte er seine Hand aus, welche die Blendlaterne hielt, und ließ die Strahlen derselben über die schwarze Flut dahinzittern.

»Harry, mein Junge,« rief Sherlock Holmes schmerzlich bewegt, als er einen Körper bewegungslos inmitten der Wasserfläche erblickte. Hin und her wurde Harry geworfen von der Bewegung der durch die Unterströmung stets aufgewirbelten Flut und bald an die Wand des Kellers hinüber geschleudert, bald zur anderen hingetragen.

Sherlock Holmes warf sich vorwärts, ein paar Schwimmstöße brachten ihn bis an Harrys Körper, den er umschlang, fest an sich drückte und mit dem er dann die Treppe wieder zu gewinnen versuchte.

»Sherlock Holmes, wo seid Ihr?«, schrie Kapitän Flobert in diesem Augenblick in den Stall. »Was ist geschehen?«

»Schnell einen Riemen, einen Strick, zieht mich hinauf!«

»Teufel, da unten ist ja die Themse«, rief Flobert, indem er in den von Wasser erfüllten Keller schaute.

»Bildet eine Kette, Leute! Der Letzte reicht Sherlock Holmes die Hand und zieht ihn hinauf.«

Blitzschnell reihten sich sechs Polizisten aneinander, einer klammerte sich an die Hand des anderen, und derjenige, der am tiefsten stand, streckte den Arm möglichst weit aus.

Schnell packte Sherlock Holmes die Hand und ließ sich von der sechsfachen Kraft gegen die Gewalt des Wassers über die Treppe emporziehen.

»Gerettet«, stieß Sherlock Holmes schwer atmend hervor, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, »aber der arme Junge, glaube ich, wird das Verbrechen

dieser Schufte mit dem Leben bezahlen müssen.«

Kapitän Flobert kniete schon neben Harry, der mit geschlossenen Augen bleich und bewegungslos dalag, und flößte ihm aus einem kleinen Fläschchen einige belebende Tropfen ein.

Andere Polizisten hatten sich neben ihm niedergekniet, entledigten ihn seiner Kleider, rieben und frottierten ihn, ohne die Geduld zu verlieren.

Das half.

Harry gab das massenhaft geschluckte Wasser wieder heraus, sogleich stellte sich die Atmung ein und Flobert, der den Samariterdienst ausgezeichnet verstand, erklärte ihn außer Gefahr.

»Besorgen Sie mir einen Wagen, ich muss ihn nach Hause bringen«, sagte Sherlock Holmes. »Flobert, lassen Sie die Tür schließen; die Schufte dürfen, wenn sie zurückkehren, nicht merken, dass man ihnen einen Besuch abgestattet hat. Auf diese Weise werden wir sie hier ein anderes Mal fangen können.«

Flobert konnte sich nicht genug darüber wundern, dass Sherlock Holmes bei dem großen Schmerz um Harry trotzdem noch die Geistesgegenwart besaß, an die Zukunft zu denken und jede Kleinigkeit, die zur Erreichung seiner Ziele führen konnte, zu beachten.

Zehn Minuten später hielt ein geschlossener Wagen vor dem Stall.

Harry, der noch immer bewusstlos war und offenbar irre redete, wurde sanft in denselben getragen. Sherlock Holmes nahm dem jungen Gefährten gegenüber auf dem Rücksitz Platz, und der Kutscher erhielt den Auftrag, zu Sherlock Holmes' Wohnung zu fahren.

»Teufel, was redet er nur?«, sagte Sherlock Holmes während der Fahrt, indem er sich über den Patienten beugte.

»Lass hören ... wie ... was sagt er?«

»Ein Brett schwimmt ... ein Brett«, rang es sich über die Lippen Harrys, »zum Greenwich Hospital, zum Greenwich-Hospital ... die Sandsackmänner!«

»Zum Greenwich-Hospital willst du, armer Junge?«, rief Sherlock Holmes, »nein, du sollst mir nicht in ein Krankenhaus; in meiner Wohnung bist du besser aufgehoben.«

Und mit einer Zärtlichkeit, die man dem sonst so rücksichtslosen Detektiv niemals zugetraut hätte, breitete er eine Decke, die der Kutscher ihm gegeben hatte, über dem von Nässe triefenden Körper Harry Taxons aus.

## 8. Kapitel

### Am Sterbebett des Wucherers

Der Arzt erklärte den Zustand Harrys für nicht ungefährlich. Er meinte, der junge Mann habe eine so gewaltige Erschütterung der Nerven erlitten, dass, durch die Nässe und durch die Körperqualen begünstigt, leicht ein Typhus entstehen könnte.

»Er will durchaus ins Greenwich-Hospital überführt werden«, meinte Sherlock Holmes sorgenvoll, »aber ich ziehe es vor, ihn in meiner Wohnung zu behalten.«

»Well, Mr. Sherlock Holmes«, antwortete der Doktor, »ich werde Ihnen hierüber morgen Mittag Bescheid sagen, wenn ich wieder nach meinem Patienten sehen komme.«

Sherlock Holmes hatte plötzlich alle Lust verloren, an

dem Fall Elisabeth Aberdeen weiterzuarbeiten, obwohl er sicher war, sich auf der besten Fährte zu befinden.

Aber die Möglichkeit, dass ihm sein Liebling, sein treuer Gehilfe, dass ihm Harry, den er wie einen Sohn liebte, durch den Tod entrissen werden könnte, machte es selbst diesem sonst so willensstarken Mann fast unmöglich, an etwas anderes zu denken als an seinen Kranken.

Den ganzen Rest der Nacht brachte er am Lager seines Schützlings zu. Gegen morgen übergab er Mrs. Bonnet, seiner Wirtschafterin, die Pflege, denn es war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, dass er unbedingt eine Pflicht erfüllen müsse.

Er fuhr zum Polizeihauptquartier.

Hier hatte er eine Unterredung mit einem der höchsten Beamten und erreichte, dass sogleich sämtliche Bandagisten Londons den Befehl erhielten, einen Mann, der etwa im Laufe des Tages zu ihnen komme, um einen künstlichen Arm bei ihnen zu bestellen, sofort durch den nächsten Policeman verhaften zu lassen.

Als Sherlock Holmes in seine Wohnung zurückkehrte, war er sichtlich unangenehm überrascht, ein Telegramm vorzufinden, das folgenden Wortlaut hatte:

Mr. Phineas Aberdeen, mein Gatte, beschwört Sie, zu ihm zu eilen. Er wünscht Sie vor seinem Tode nochmals zu sehen.

Arabella Aberdeen.

»Das ist eine Bitte, die ich nicht unerfüllt lassen kann«, sagte Sherlock Holmes. »Mrs. Bonnet, bringen Sie mir schnell das Frühstück, ich werde so lange bei unserem Patienten bleiben.«

Und wieder beugte sich Sherlock Holmes sorgenvoll

und zärtlich über den bleich daliegenden jungen Mann und lauschte auf jedes Wort, das sich seinem irr redenden Mund entrang.

»Sandsackmänner – ein Brett schwimmt, helfst, helfst – das Greenwich-Hospital!«

»Seltsam ist es doch im höchsten Grade, dass er dieses Greenwich-Hospital immer in Verbindung mit dem Schwimmen eines Brettes in seinen Fantasien vorbringt«, sagte sich Sherlock Holmes, »ich werde darüber nachdenken müssen.«

Nachdem Sherlock Holmes in größter Eile gefrühstückt hatte, eilte er zu Mr. Phineas Aberdeen.

Die Gefühle, welche Sherlock Holmes für diesen Mann hegte, waren sehr geteilter Natur.

Einerseits bedauerte er ihn, um des Verschwindens seiner Tochter willen, andererseits wusste er aber, dass Aberdeen so manches im Geschäftsleben getan hatte, was hart an Verbrechen gestreift war.

Nun hatte der Detektiv das alte, aber elegant eingerichtete Haus in der Cannon Street erreicht.

Kaum war er eingetreten, so eilte ihm Arabella schon entgegen.

Sie berührte die Vorfälle der vergangenen Nacht mit keinem Wort, sondern drückte ihm nur innig die Hand.

»Die Ärzte sagen, Mr. Aberdeen müsse sterben«, rief sie aus. »Er will Sie aber unbedingt sehen und sprechen. Augenblicklich ist sein Advokat, Mr. Potter, bei ihm, ich glaube, es handelt sich um sein Testament. Folgen Sie mir, denn er hat befohlen, Sie jederzeit an sein Bett zu führen!«

Die schöne Frau durchschritt mit Sherlock Holmes einige prachtvoll eingerichtete Zimmer, bis sie eine Tür öffne-

te, durch welche man in das Krankenzimmer trat.

In einem prächtigen Bett lag der Mann, welcher der Wucherer von Cannon Street genannt wurde.

Seine hohe Gestalt war abgezehrt, das Gesicht, von einem grauen Bart umrahmt, verfallen, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

An einem kleinen Tischchen saß Mr. Potter. Vor ihm lagen einige Schriftstücke.

»Mr. Sherlock Holmes ist da«, sagte Mrs. Arabella mit leiser Stimme. »Du willst ihn doch sehen?«

»Sherlock Holmes,« rief der Sterbende mit leiser Stimme, »willkommen, herzlich willkommen! Erfahren Sie denn, Mr. Sherlock Holmes, ich habe soeben 5000 Pfund Sterling für Sie in meinem Testament ausgesetzt, für den Fall, dass es Ihnen gelingt, meine Tochter zu finden. Man hat mir erzählt, dass Sie sich anheischig gemacht haben, in drei Tagen diesen geheimnisvollen Fall aufzuklären. Ach, mein armes, unglückliches Kind, ich glaube, man wird dich nur als Leiche wiederfinden!«

»Das haben wir vorläufig nicht zu fürchten, Mr. Aberdeen«, erwiderte Sherlock Holmes. »Ich glaube, Ihnen auch die gute Hoffnung machen zu können, dass Sie Ihre Tochter wiedersehen werden.«

»Ich werde sie wiedersehen?«, murmelte der Sterbende mit schmerzlicher Stimme, »ich nicht, ich fühle, dass ich in wenigen Stunden mein Leben ausgehaucht haben werde. Liebe Arabella, habe die Güte und lass die beiden Herren allein; mein Testament ist gemacht. Ich habe dir die Güte und die Liebe, die du mir in den letzten zwei Jahren gewidmet hast, glaube ich, reichlich vergolten. Für deine Zukunft ist gesorgt.«

Arabella neigte sich nieder und küsste die kalte, abgezehrte Hand ihres Gatten, dann presste sie das Tuch vor die Augen und verließ das Gemach.

»Mr. Sherlock Holmes«, nahm Aberdeen mit keuchender Stimme das Wort, als er sich mit dem Advokaten und dem Detektiv allein befand, »ich habe soeben Mr. Potter mein Testament diktiert. Ich habe versucht, alles gut zu machen, was ich im Leben Schlechtes getan habe. Ich habe viele Familien bedacht. Die durch mich Schaden gelitten haben, sind in meinem Testament entschädigt worden, nur ein Fall liegt mir besonders am Herzen. Es gibt einen Mann – im Angesicht des Todes muss man aufrichtig sein – den ich durch meine wucherischen Manipulationen vollständig zugrunde gerichtet habe. Diesem Mann habe ich in meinem Testament 5000 Pfund Sterling ausgesetzt, aber er ist verschwunden. Man muss ihn suchen, und das ... das sollen Sie übernehmen, Sherlock Holmes.«

»Und wie heißt dieser Mann?«, fragte der Detektiv.

»Es war ein schottischer Gutsbesitzer – ein gewisser Jaques Delauny. Ich will, dass auch er mir nicht mehr verflucht – ich will mit dem Menschen versöhnt sein!«

»Mr. Aberdeen«, rief Sherlock Holmes, »geben Sie sofort dem Advokaten Mr. Potter den Auftrag, die Bestimmung, die sich auf Jaques Delauny bezieht, aus dem Testament zu streichen. Dieser Mann hat sich bereits bezahlt gemacht, er hat sich furchtbar an Ihnen gerächt!«

Der Sterbende hob ein wenig das Haupt aus den Kissen heraus; aus weit geöffneten Augen blickte er Sherlock Holmes fragend an.

»Ich behaupte«, fuhr Sherlock Holmes fort, »dieser Jack Delauny ist es gewesen, der Ihnen Ihr Kind, Ihre Elisabeth,

entführt hat. So hat er seinen Hass befriedigt, den er gegen Sie hegte.«

Ein Schrei zitterte von den Lippen Aberdeens, dann sank er stöhnend zurück und gurgelnd brachte er die Worte aus seiner keuchenden Brust hervor: »Das also ist ... des Rätsels Lösung. Sie mögen recht haben, Mr. Sherlock Holmes. Jack Delauny hat mein Glück zertrümmert, meinen Frieden zerstört, mein Leben vernichtet. Jetzt denke ich daran, dass er mir einst zugerufen hat: Du hast mir das Beste genommen, mein Heim, ich werde dir einst das Beste nehmen, was du dein Eigen nennst!«

Schweigend durchstrich der Advokat den Passus im Testament, der von Jaques Delauny handelte. Dann drückte er dem Sterbenden die Feder in die Hand und dieser hatte noch Kraft genug, seinen Namen unter das Testament zu setzen.

Eine halbe Stunde später war der Wucherer von Cannon Street gestorben. Durch seinen letzten Willen machte er vieles gut, was er im Leben verschuldet hatte.

## 9. Kapitel

### Sherlock Holmes' Triumph

Nicht ohne innere Erschütterung verließ Sherlock Holmes das Haus des Toten. Aber kaum war er auf der Straße angelangt, als seine Gedanken sich wieder Harry zuwandten.

Plötzlich blieb er mitten in der Straße stehen und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

»Jetzt weiß ich, was er in seinen Fantasien will«, rief er, »ein Brett schwimmen lassen. Das bedeutet in der Sprache der Londoner Verbrecher nichts anderes, als einen Menschen in die Themse zu stürzen! Einen solchen oder ähnlichen Plan muss er bei den Sandsackmännern belauscht haben, und das Greenwich-Hospital, das in seinen Delirien so oft vorkommt, ist sicherlich der Ort, an dem das Verbrechen ausgeführt werden soll.«

Zugleich trat Sherlock Holmes in ein Postoffice und gab hier ein Telegramm auf, das an Kapitän Flobert gerichtet war, und das ihn mit einer Abteilung seiner Leute für abends 8 Uhr zum Greenwich-Hospital bestellte. Keine Uniform – Zivilkleider!«, fügte der Detektiv hinzu.

Als Sherlock Holmes zu Hause ankam, fand er Dr. Hobson am Bett des Patienten.

Der Arzt erklärte, dass das Fieber nicht gestiegen wäre und dass Harry ohne Zweifel in wenigen Stunden wieder zum Bewusstsein kommen würde.

Keine Feder vermöchte die Ungeduld und die zitternde Erwartung zu beschreiben, mit welcher Sherlock Holmes während des ganzen Nachmittags am Bett seines Patienten saß, denn nun handelte es sich nicht mehr um Harrys Leben, das ja außer Gefahr war, sondern um die Rettung eines anderen Lebens, das offenbar durch die Sandsackmänner bedroht wurde.

Um sieben Uhr abends bemerkte Sherlock Holmes, dass die Wangen des Kranken sich ein wenig röteten, dass die Augenlider zu zucken begannen; dann wurden die Atemzüge Harrys immer tiefer und plötzlich richtete er sich aus seinen Kissen empor und rief: »Wo bin ich?«

»Zu Hause, mein Junge«, sagte Sherlock Holmes hocher-

freut, indem er des Kranken Hände in die seinen nahm und sie wärmte. »Ich gratuliere dir, du bist gerettet.«

»Ha, ich erinnere mich an alles«, presste Harry hervor. »Sherlock Holmes, wie lange war ich bewusstlos?«

»Heute Nacht um zwei Uhr habe ich dich im Stall bei den Westindia-Docks im Wasser aufgefunden. Jetzt ist es sieben Uhr zwanzig Minuten abends.«

»Also derselbe Tag«, rief Harry mit matter Stimme aus, »dann ... dann ist noch Zeit.«

»Weiß - weiß alles«, sagte Sherlock Holmes lächelnd und sich vergnügt die Hände reibend. »Du willst, ich soll mich zum Greenwich-Hospital begeben?«

»Bei Gott, Ihr wisst?«

»Ich habe es durch dich gehört, mein Junge, denn du hast im Fieber geplaudert. Nicht wahr, am Greenwich-Hospital versammeln sich heute Nacht die Sandsackmänner?«

»Ja, die Schufte sind für ein Verbrechen gedungen worden – sie sollen eine Person in die Themse werfen und ertränken.«

»Wer hat sie gedungen?«

»Das weiß ich nicht, immer war nur von einem Mann die Rede. Sein Name ist nicht genannt worden. Aber es war derselbe Mann, der Bob schon einmal 100 Pfund Sterling verdienen ließ.«

»Vortrefflich«, rief Sherlock Holmes aus, »jetzt glaube ich, schon meiner Sache sicher zu sein, denn es ist Jack De-launy, der sie heute Nacht am Greenwich-Hospital erwarten wird. Wie stark werden die Sandsackmänner am Hospital erscheinen?«

»Es war von sechs Männern die Rede, und Bob wird sie führen.«

»Und um wieviel Uhr wollten sie sich am Hospital versammeln?«

»Ich glaube, um zehn Uhr. Genau kann ich es aber nicht sagen, denn mein Kopf ist schwach geworden.«

»Ja, es wird immerhin noch einige Tage dauern, bis du wieder der beste Spürhund von London bist. Jetzt aber lege dich ruhig hin, mein Junge, trinke diesen Schluck Bouillon, den die vortreffliche Mrs. Bonnet dir bereitet hat und dann schlafe - und dass du mir ja nicht voll den Sandsackmännern träumst!«

»Mrs. Bonnet«, wandte sich um 8 Uhr abends Sherlock Holmes, nachdem er sein Souper eingenommen hatte, an seine Wirtschafterin, »beobachten Sie mir Harry - ich werde heute Nacht zu tun haben.«

Sherlock Holmes verließ, in einen langen Mantel gehüllt, sein Haus. In jeder Tasche seines Mantels trug er einen sechsschüssigen Revolver, daneben aber noch ein paar Stahlfesseln, deren Mechanismus er selbst erfunden hatte und die in England Sherlock-Holmes-Eisen genannt werden.

Punkt neun Uhr begegnete Sherlock Holmes in der Nähe des Greenwich-Hospitals Kapitän Flobert, der ihn schon mit Ungeduld erwartete.

»Gilt es wieder den Sandsackmännern?«, fragte der Polizeioffizier.

»Natürlich«, antwortete Sherlock Holmes, »wir werden aber gut daran tun, uns zu verbergen, denn ich glaube, die Schufte werden bald da sein.«

Das Hospital, welches fast ausschließlich der Pflege von Seeleuten gewidmet ist, stößt mit seiner Rückfront an den Greenwichpark. Zwischen dem Park und dem Kranken-

haus zieht sich die schmale Greenwich Road dahin.

Sherlock Holmes beorderte einige Leute Floberts zum Kundschafterdienst. Da dieselben schlichte, bürgerliche Kleidung trugen, konnte man ihnen ihre amtliche Tätigkeit keineswegs ansehen, und so promenierten vier von ihnen um das Hospital herum.

Um 10 Uhr fanden sich einige verdächtige Gestalten an der Rückfront in der Greenwich Road ein.

Es dauerte auch nicht lange, so kam Bob, den Sherlock Holmes, welcher mit Flobert und sechs Detektiven hinter den Bäumen des Parkes verborgen war, sofort an seinem glattrasierten Kopf erkannte, als er nur einmal für einen Moment die Mütze lüftete.

»Wäre es nicht das Beste, wenn wir sofort die Verhaftung vornähmen?«, flüsterte Flobert dem Detektiv zu.

Der aber schüttelte unwillig das Haupt und legte den Finger an die Lippen, während er mit den Augen auf einen geschlossenen Wagen deutete, der nun langsam die Greenwich Road herabgefahren kam.

»Wissen Sie, wer sich in diesem Wagen befindet?«, fragte Sherlock Holmes den Polizeikapitän, indem er seinen Kopf so nahe als möglich an den des Freundes heranbrachte. »Niemand anders als Elisabeth Aberdeen. In fünf Minuten werden Sie das verschollene Mädchen, das durch sein Schicksal London so lange in Aufregung versetzt hat, von Angesicht zu Angesicht sehen.«

»Und Lord Rochester?«

»Ist wirklich unschuldig, so unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Doch jetzt, Flobert, geben Sie Acht.«

Der Wagen hält. Ein Mann verlässt denselben. Er schließt aber sorgsam den Schlag wieder hinter sich zu.

»Nur Ruhe! Lassen Sie die Sache nur erst ein wenig gedeihen. Sie wissen, Flobert, ein Kriminalist darf nur im entscheidenden Moment hervortreten. Die Frucht des Verbrechens muss reif geworden sein.«

Der Mann, der den Wagen verlassen hatte, hielt seine hohe Gestalt unter einem langen Mantel verborgen, ein Schlapphut war tief in seine Stirn herabgezogen. Er ging nicht bis dicht an die Sandsackmänner heran, sondern winkte ihnen, in der Mitte der Greenwich Road stehend.

Sogleich eilten Bob und seine Gefährten auf ihn zu.

»Ihr wisst, worum es sich handelt«, stieß der Mann hervor, indem er seine linke Hand auf die Schulter Bobs legte, während der rechte Ärmel seines Mantels schlaff herunterhing. »Habt Ihr Lust, 200 Pfund Sterling zu verdienen?«

»Well, Sir, 200 Pfund Sterling lässt man sich nicht entgehen«, antwortete Bob, »wir sollen ein Brett schwimmen lassen, hörten wir von Titus.«

»Es ist ein Mädchen«, gab der Mann mit leiser Stimme zur Antwort, »sie befindet sich gefesselt dort im Wagen. Tragt sie in die Themse, sorgt aber dafür, dass ihr Körper nicht wieder zum Vorschein kommen kann.«

»All right, Sir, wir werden ihr schon einen Sack mit Steinen um den Hals binden. Ist sie geknebelt oder wird sie schreien?«

»Sie ist geknebelt, also wehrlos gemacht. Geht schnell ans Werk!«

Kapitän Flobert wollte vorstürzen, aber Sherlock Holmes packte ihn am Arm und hielt ihn fest.

»Das wäre ja nur ein Strich durch die Rechnung«, flüsterte der Detektiv, »nur noch ein paar Minuten - wir wollen die Schurken bis zum Äußersten kommen lassen.«

Bob hatte den Wagenschlag aufgerissen, mit roher Hand zertrte er das wehrlose Opfer heraus und schleuderte es seinen Sandsackmännern zu.

Vier von ihnen ergriffen das Mädchen, hüllten es schnell in ein Tuch und trugen es dann fort.

Bob und der Mann im Mantel folgten ihnen.

Nun waren die Sandsackmänner mit ihrem Opfer nur noch 10 Schritte weit vom Themseufer entfernt. Da krachten plötzlich Schüsse und die Träger, welche die verhüllte Gestalt trugen, brachen zusammen.

Keiner von ihnen war tot, aber alle vier hatten sie zerschmetterte Knie oder zerschossene Waden.

»Verrat«, brüllte Bob und zog ein langes Messer hervor, »rette sich, wer kann.«

Im selben Momente packte ihn Kapitän Flobert bereits von rückwärts im Genick und warf ihn mit eiserner Faust nieder.

Sherlock Holmes aber war auf den Mann im Mantel zugesprungen und hatte sich blitzschnell seines Armes bemächtigt.

»Diesmal ist es kein künstlicher Arm«, rief Sherlock Holmes triumphierend aus, indem er den sich wütend Sträubenden fesselte, »und nun wollen wir sehen, Jack Delauny, ob du mir noch einmal entfliehen kannst. Hebt das Mädchen auf und tragt es sorgfältig zu unserem Wagen. Mit den Räubern fort ins Towergefängnis.«

Die Detektivs eilten auf Elisabeth Aberdeen zu, befreiten sie von ihrem Knebel, zerschnitten ihre Fesseln und trugen das bewusstlose Mädchen sanft mit sich fort.

Eine Stunde später befanden sich Jack Delauny, Bob und die Sandsackmänner bereits im Towergefängnis hinter

Schloss und Riegel.

Am nächsten Morgen aber eilte ein ganzes Heer von Zeitungsjungen durch London und brüllte triumphierend in allen Tonarten der hochaufhorchenden Hauptstadt in das Ohr: »Großer Triumph Sherlock Holmes'! Sherlock Holmes hält sein dem Lordoberrichter gegebenes Wort. Er brauchte nur 48 Stunden dazu, die Unschuld Lord Rochesters zu beweisen. Elisabeth Aberdeen ist gefunden. Heil und unverletzt ist sie in das Vaterhaus zurückgekehrt. Die Täter sitzen hinter Schloss und Riegel!«

Um neun Uhr morgens schon befand sich Lord Rochester im Arbeitszimmer Sherlock Holmes', umarmte ihn unter Tränen und wollte ihm eine namhafte Summe für seine Rettung einhändigen.

Aber Sherlock Holmes schob ihm die Banknoten zurück.

»Mylord«, sagte er, »bezahlt bin ich schon - bezahlt hat mich der Mann, der Sie auf die Anklagebank brachte, und das ist auch nur gerecht so, dass er die Kriegskosten bestritt. Wenn ich Ihnen aber einen Rat geben darf, so ziehen Sie nie wieder in das oberste Stockwerk eines Hauses. Es hat immer eine gewisse Gefahr, wenn man so leicht vom Dach aus in das Zimmer eines Menschen gelangen kann. Ein Schornsteinfeger kann uns näherkommen, als uns lieb ist. Und wie Sie erfahren haben, kann man in der Tat in die Lage kommen, sich vor dem *schwarzen Mann* fürchten zu müssen.«

Ende